



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 5, Nr. 5 March 6, 1952

Köln: Bund-Verlag, March 6, 1952

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

DIE JUDEN SIND UNSERE BRÜDER!

Das muß hier an erster Stelle stehen. Aber das genügt nicht. Es muß in dieser Woche von Mund zu Mund getragen werden: Die Juden sind unsere Brüder! Und das genügt auch nicht. Es muß ins Herz geschlossen werden.

Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit veranstaltet vom 9. bis 16. März eine „Woche der Brüderlichkeit“. Parteien, Gewerkschaften, Universitäten und Schulen werden sich daran beteiligen; Prof. Dr. Theodor Heuss wird diese Woche eröffnen.

Und wir, was können wir tun? Wir sollten überlegen, was wir unseren jüdischen Brüdern schuldig sind. Als in der Kristallnacht die Häuser der „Nichtarischen“ in Flammen aufgingen, als man sie später bestialisch umbrachte, da waren es Deutsche, die den Juden das Unglück und uns die Schande brachten. (Siehe AUFWARTS Nr. 4, „Partisanen der Demokratie“.) Und jetzt müssen die Deutschen endlich einmal das Wort sprechen: Die Juden sind unsere Brüder! Wir bitten die Verfolgten, sie mögen zurückkehren, und wir versprechen: Euer Schicksal ist auch unser Schicksal. Unerbittlich muß der Kampf gegen alle Antisemiten sein; keiner darf mehr unter die Mörder fallen! Wir vermissen sie, unsere jüdischen Brüder, in der Arbeiterbewegung. Sie waren es, die unserer Bewegung Elan und geistige Kraft gaben. Karl Marx steht am Anfang, er schmiedete die schärfste Waffe, und Tucholsky war einer der letzten, der sie schärfte. Dann brach die dunkelste aller Nächte über Deutschland herein. Sie war erhellt vom Brand der Krematoriumsöfen. Fast alle wurden gemordet. Wir rufen die Lebenden, unsere Brüder, die Juden!

WIR SIND TRAUERIG daß der ehemalige Nazi-Oberbürgermeister von Gelsenkirchen von einem deutschen Gericht eine monatliche Pension von 1000 DM zugesprochen erhielt, obwohl er als früherer Zechenangestellter 295 DM Knappschaftsrente bezieht.

... daß der Münchner Stadtrat einen Antrag der CSU mit 21 zu 19 Stimmen angenommen hat, nach dem in Zukunft in der Münchner Stadtverwaltung freiwerdende Planstellen bevorzugt mit Personen besetzt werden sollen, die als ehemalige Mitglieder der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen aus städtischen Diensten entlassen worden waren.

... daß der Prediger des Rassenhasses, Hans F. K. Günther, der unter Hitler alles verunglimpfte, was nicht blond und blauäugig war, wieder Geschäfte mit Rassenschwindel machen darf.



Das italienische Wunderfilmkind Anna Maria Pier Angeli wurde nach Hollywood verpflichtet und kurz auf Pier Angeli umgetauft. Das zieht besser. Wer in Hollywood etwas werden will, muß sich noch ganz anderen Bedingungen fügen. „Aufwärts“ hat einen Blick hinter die Kulissen von Hollywood geworfen:

KLEINES MÄDCHEN IM HOLLYWOOD-DSCHUNGEL

Pier Angeli läßt die Puppen tanzen ... Wer ist Hortense Powdermaker? ... Ein Druck auf den magischen Knopf ... Wirklich so schlecht? ...

Pier Angeli hielt in der einen Hand ihr Püppchen und in der anderen das Telefon. Der neunzehnjährige Jungmädchenmund, der eben noch die kleine Zelluloid-Angela „Bambinella“ gekostet hatte, lachte jetzt breit und laut: „O. K.“ Telefon und Püppchen blieben liegen. Draußen fuhr ein chromblitzender Buick vor. Ihr Manager sagte „Hallo!“ und sie würden im „Hollywood-Ballroom“ erwartet, die alte Swanson wäre auch da, und Louis Armstrong wollte etwas vorjazzen.

Aber am nächsten Abend um dieselbe Zeit spielte sie wieder mit Püppchen. Die Fotografen waren nämlich wieder da. Dann spielt Pier Angeli immer mit Püppchen. Trotz Star-Ruhm. Aber laut Vertrag.

Sie ist also in Hollywood, die kleine Anna Maria Pierangeli aus Italien. In Hollywood, dem strahlenden, glänzenden Filmhimmel von Amerika. In Hollywood, wo die Filmstars und Filmfinanziers,

die aus schlechten Filmen gutes Geld gemacht haben, Tag und Nacht mit Filmgesichtern, Filmkleidern, Filmschlipsen und Filmbadeanzügen in Film-Buicks, Cadillacs, Chryslers umherfahren. Natürlich mehr in der Nacht als am Tag. Denn in der Nacht, da geht man in die Klubs und Bars, wo die Leute von der Leinwand auf Du trinken und sich gegenseitig ihre Frauen und Männer ausspannen, denn in Hollywood da heiratet man natürlich vier-, fünf- und sechsmal. Natürlich verkehrt man nur in Beverley-Hills, der vornehmen Villengegend, natürlich ... Natürlich ... Natürlich ...

Aber Hollywood ist nicht so! Natürlich nicht ganz so.

Die unbekannte Frau

Es ist gut, wenn man Leute kennt, aber es ist schlecht, wenn man dafür bezahlt wird, Leute zu kennen. Der Empfangschef vom Rex-Hotel kennt

Gott und alle Menschen. Dafür wird er bezahlt. Nur Hortense Powdermaker kannte er nicht. Er tippte auf Journalistin. Mehr hatte der Hollywoodklatz auch nicht konstruieren können. Aber Journalistin — dafür blieb sie zu lange in Hollywood. Sie blieb sogar dann, wenn in den Ateliers nicht gedreht wurde. Während der „Krisen“. Krisen sind für die Hollywoodleute das, was Hagelstürme im Frühling für den Bauer sind. Und wenn in den Ateliers gedreht wurde, dann durfte sie die Heiligtümer betreten, ohne daß sie Portiers zu bestechen hatte oder den Verantwortlichen oder deren Vorzimmerlöwen tadeln Honig um den Bart schmierem mußte. Denn Journalisten scheinen nirgendwo ganz ernst genommen zu werden. Aber Hortense Powdermaker wurde ernst genommen. Direkt mit dem Film hatte sie auch nichts zu tun. Wer zum Teufel war sie denn? Kaum jemand wußte es. Aber man

Fortsetzung Seite 3



WIR FREUEN UNS daß der Nazi Fritz Röbber im Bundestag ausgeredet hat. Das Lächeln wird ihm vergangen sein. Um seine Gelenke hätten schon lange Handschellen gehört. Am 20. Februar griff die Polizei zu. Röbber, ehemals Gauhauptstellenleiter in Sachsen, nahm nach 1945 einen falschen Namen an, nannte sich „Professor Dr. Richter“ und ließ sich ein Schnurrbärtchen wachsen. Zunächst war er „Lehrer“ in Niedersachsen, nach dem Schulrausschmiß durch das Kultusministerium wandte er sich der hohen Politik zu und wurde SRP-Abgeordneter. Und am 20. Februar holte ihn die Polizei ... Aber die Geschichte ist noch viel interessanter. Wie Röbber seine eigene Witwe heiratete, berichtet unser Artikel auf S. 4: „Einsam liegt ein Steppengrab.“



SOLDAT HANCOCK ERHIELT DEN ZWEITEN PREIS. In einem koreanischen Dorf sah er ein weinendes Kind auf der Straße sitzen zwischen herabgefallenen Telefondrähten und der Bretterhütte. Es ist allein und das Dorf verlassen. Seine Eltern? Keiner weiß, wo sie sind. Hancock konnte dem Kind nicht helfen, er mußte weiter. Er fotografierte es, und nun liegt das Bild vor uns, es wird um die ganze Welt gehen und alle Menschen anklagen. Und der Krieg geht weiter.

Preisgekrönte Fotos amerikanischer Soldaten vom Kriegsschauplatz Korea

KEIN VERGNÜGEN, FÜR DAS VATERLAND ZU STERBEN

Amerikanische Frontsoldaten schickten aus Korea ihre Amateurfotos. Im Kriegsministerium zu Washington wurden sie ausgestellt, und jeder konnte die Bilder betrachten. Sie waren nicht von den hohen Militärs und auch nicht von Soldaten ausgesucht worden; das Kriegsministerium beauftragte Pressefotografen mit der Zusammenstellung der Ausstellung. Es gehört Mut dazu, diese Bilder der Bevölkerung zu zeigen. In Washington spielte man mit offenen Karten. „Seht, so ist der Krieg in Wirklichkeit!“ sagen die Fotos den Romantikern, die vom „Stahlbad der Nation“ schwärmen und vom „Heldentod“ singen, als sei er das Schönste auf der Welt. Solche Fotos wären damals in Deutschland, als der „größte Feldherr aller Zeiten“ noch lebte, nicht ausgestellt worden. Auf unseren Kriegsfotos gab es nur harte Männer. Schlachten und brennende Städte sah man nur klein im Hintergrund. Das Elend und das Weinen in diesen Städten und Schlachten zeigte man uns nicht, damit wir nicht die Lust am „heiligen Krieg“ verlieren sollten. Aber: „Krieg ist grausam und ein herzzerreißendes Unglück, das über Unschuldige hereinbricht, eine furchtbare Prüfung für alle, die im Kampfe stehen.“ Das sagen die preisgekrönten Fotos der Washingtoner Ausstellung. Wir zeigen sie euch, damit niemand glaubt, es sei ein Vergnügen, fürs Vaterland zu sterben.

SERGEANT AL CHANG ERHIELT DEN ERSTEN PREIS. „Tränen für einen toten Kameraden“, schrieb er auf die Rückseite des Bildes. Weinende Soldaten! Die Amerikaner müssen sich nicht schämen, weich zu sein...



OHNE GNADE sind die Bilder, die im amerikanischen Kriegsministerium ausgestellt wurden. Aber sie sind nur ein Ausschnitt der grausamen Wirklichkeit des Krieges. Täglich erleben Zivilisten und Soldaten die Hölle auf Erden. Das sagen diese Bilder den Müttern der Soldaten.



Braucht der Sport Paläste?

Mir tut es leid, aber es muß einmal gesagt sein: der Sport ist auf dem besten Wege, ein Millionenprotz zu werden. Millionen von Zuschauern! Millionen von Totogeldern! Millionen für den Bau von Sportschulen, Tagungshäusern und Verbandshäusern! Unter einer Million machen wir's nicht mehr. Das imponiert uns kaum. Stars verschlingen Millionen, Manager spielen damit. Wir bauen eine Sportakademie in München-Grünwald für vier Millionen, ein Sportheim in Hennef für zwei Millionen, ein Verbandshaus bei Hannover für eineinhalb Millionen, luxuriöse Trainingscamps in Hessen und Westfalen für Fußballer — selbstredend nicht unter einer Million.

Schön und gut: wir haben es ja, wir verdienen ja die Millionen, wir leben also nicht über unsere Verhältnisse. Der Sport, die Massen bringen das ein.

Es ist völlig unwichtig, daß Verbandsfunktionäre ihre Tagungen in tiefen Klubsesseln unter diskreter Deckenbeleuchtung abhalten, daß sie in „Ritz“-artig aussehenden Unterkünften moderner Sportpaläste übernachten (meist komfortabler als die Aktiven, um die sich doch offenbar alles dreht); es ist unwichtig, daß sie sich in Kongreßhallen bewegen, die in ihrer Exklusivität an Filmarchitektonik erinnern; es ist unwichtig, daß sie solches angeblich tun müssen, um den deutschen Sport zu repräsentieren (nicht zuletzt — wie es immer heißt — auch dem Ausland gegenüber). Und es ist gleichermaßen unwichtig, daß eine Handvoll Spitzenkünstler, nur wenige Hunderte, ihre kostbare Form in eigens dafür errichteten Trainingsstätten „international erharteten“. Niemand soll ernsthaft behaupten wollen, man könne beispielsweise Weltrekordler viel besser in gekachelten Wandelgängen züchten als in hölzernen Fluren, in denen die Dielen federn und es würzig nach Holz riecht.

Wichtig wäre allein, mit den Millionen den Vereinen unter die Arme zu greifen, den Vereinen sowohl in den Städten als auch auf dem flachen Lande. Dort fehlt es an allen Ecken und Enden. Spielplätze fehlen, Sportstätten, Turnhallen, Ankleideräume, Sportgeräte und auch Klubräume, in denen man zusammenkommt. Dazu brauchte man keine Millionen, sondern „nur“ ein paar Tausende, und die hübsch ordentlich verteilt nach der Reihe, damit niemand zu kurz kommt. Dort sollte man anfangen zu bauen.



Das morsche Tor brach zusammen. Das Spiel ist aus. Überall fehlt es noch an geeigneten Sportplätzen, die wichtiger sind als Sportpaläste. Foto: Felten

Nein, der Sport braucht keine Paläste, ebenso wenig, wie er es nötig hat, mit den Millionen, die er in der Tat verdient, zu protzen. Das Gegenteil hat er nötig: nämlich bescheiden zu bleiben, wenn er nicht eines Tages als kulturlos verschrien werden will.

Die ungeschriebene Parole

Mit ungewohntem Realismus, bis an den Rand des bürgerlich Erträglichen, geht die Jugendschutzwoche den jugendbewegten Wächträumen von „Weiß mir ein Blümlein blau“ zu Leibe. Erzieher und solche, die es sein sollen, sehen sich erschreckt an, denn daß so böse Teufel wie Alkohol und Eros in ihren vierzehn-, fünfzehn-, sechzehn-jährigen Schutzbefohlenen wüten sollen, das scheint ihnen nicht glaubhaft. Allerdings, sie haben nicht einmal so sehr unrecht. Gefährdet sind weniger „die Organisierten“ als viel-

mehr die Tausende, die die Landstraßen und Wartesäle — auch heute noch — bevölkern, um die zu sorgen sich kaum jemand zutraut. Aus Bequemlichkeit oder aus Unfähigkeit. Oder weil man nicht gern wahrhaben möchte — nicht politisch, sondern einfach vor sich selbst —, daß es so etwas gibt. So etwas, wie zum Beispiel das Kinderbordell von München, dessen „Mutter“ dreizehn und dessen jüngstes Opfer vier Jahre alt war. Nicht wahr, so etwas hört man nicht gern? Vielleicht einfach, weil es solche Dinge in unserer Welt gibt und wir doch noch ruhig schlafen können.

Schriftsteller Hans Wirtz jedenfalls, der eine Konferenz von Erziehern und Seelsorgern mit erschütterndem authentischem Zahlenmaterial zu erschlagen die traurige Pflicht hatte, sagte ein über das andere Mal: „Ich höre gleich auf“, wenn Zuhörer zu jäh aus ihrer pensionsberechtigten Erzieherruhe aufgewacht zu sein schienen. „Wachrütteln“, das scheint überhaupt die ungeschriebene Parole zu sein, die über den ganzen drei- bis vierhundert Veranstaltungen der Kölner Jugendschutzwoche steht. Das begann schon, als bei der Eröffnung Professor Halder mit seiner wissenschaftlich-exakten Soziologischen Analyse der geistigen und seelischen Verfassung der „Jugend von heute“ einig Aufsehen erregte.

„Wir sagen, diese Jugend sei unendlich problemloser als unsere eigene früher. Ich glaube, diese Jugend könnte uns sehr in Bedrängnis bringen, wenn einmal ihre Probleme aufrächen. Wenn sie einmal fragen würde: Woher der Eisene Vorhang? Woher die Verhöre Vierzehn- und Fünfzehn-jähriger? Woher die KZs? Woher die Gasöfen? Woher das alles? Denn von der Jugend ist es nicht. All unsere Sathheit und Bequemlichkeit sind für die Jugend gefährlicher, als wir denken. Denn unsere Generation hat vieles auf dem Gewissen. Vor allem: Mangel an Möglichkeiten für die Jugend.“

Man könnte Professor Halder — selbst noch jugendlich — noch weiterzitieren. Und auch andere. Denn er ist nicht der einzige der wachrüttelt. Und solange wachgerüttelt wird, ist es gut und wohl. Aber alle Rettungsvorschläge entschwirren in Utopien, in Phrasen oder günstigenfalls in ein endloses Gestammel „wir müssen... wir müssen... wir müssen...“

Es wird Inventur gemacht. Aber ist die Jugend ein Warenhaus? Es wird analysiert. Aber ist die Jugend ein Laboratorium? Und doch — auch die genaue Erkennung der Situation und des Standorts ist eine Menge wert.

Mehr Licht

„Ein Unterrichten im Dunkeln ist selbst bei hellen Köpfen nicht möglich“, sagte im vorigen Monat Rektor Ludwig Gmeiner von der Luitpoldschule in Ansbach, und vielleicht wird dieses Wort der- ein in die deutsche Literaturgeschichte eingehen wie das Geheimrat Goethesche „Mehr Licht“. Den Ansbacher Schulamtsbeamten wird das Wort des Rektors vorerst dunkel bleiben, da sie ja mit Osrambirnen jederzeit ihre eigene Dunkelheit zu erhellen vermögen, was besagtem Rektor in seiner Schule nicht möglich ist. Aber vielleicht bekommt der eines Tages eine Erleuchtung, und er bringt endlich Licht in seine dunkle Schule. Was wohl von einem Rektor nicht zuviel verlangt ist, wenn die vorgesetzte Behörde hier mangels Erleuchtung und trotz Osrambirnen versagt. Denn die Edisonsche Erfindung ist ja keine Hexerei.

24 Klassen der Ansbacher Schule liegen nämlich nebst Rektorzimmer, Lehrersaal, Treppenhause, Fluren und Toiletten mit Einbruch der Dunkelheit seit 1906 in ägyptischer Finsternis, seit jenem Jahr, da die Schule gebaut wurde. Vielleicht wollte man damals das Licht in Säcken hineintragen wie weiland die Bürger von Schilda in ihr Rathaus. Sieben Klassenzimmer sollen allerdings inzwischen eine „provisorische“ Beleuchtung erhalten haben. Hat man die Öllämpchen aus dem prähistorischen Museum entliehen? Aber nach wie vor tut sich nichts. Vielleicht denkt man, daß ja heutzutage auch in Schulen mit elektrischem Licht noch manches dunkel bleibt. Da kann man nur sagen: „Mehr Licht.“

LESER SCHREIBEN

Schmutz und Schund

Wer sich der Jugend gegenüber verantwortlich fühlt, muß den Mut besitzen, gegen allen Schmutz und Schund, wie er in Bild und Schrift heute an die wissensdurstige Jugend herangetragen wird, in schärfster Abwehrstellung zu treten. Es ist geradezu erschütternd, was heute von Männern, die sich Verleger nennen, an Machwerken fabriziert und vertrieben wird, die aus reiner Geldgier, verantwortungslos und ohne Skrupel an die niedrigsten Instinkte appellieren, wobei namentlich der Sexualtrieb nicht zu kurz kommt. Das gilt in gleicher Weise für minderwertige Filmstreifen mit Verbrecherjagden, tollen Überfäl-

len und Straßendirnen, für Kriminalromane ohne jeden ethischen Wert, für „schmierige“ Magazine und zweideutige Illustrierte. Es ist daher dringend an der Zeit, einen Generalappell an das Gewissen aller Verantwortlichen zu richten, damit den Schmierblattverfassern und -verteilern endgültig das Handwerk gelegt wird. Das müßte eine der vornehmsten Aufgaben der gesetzgebenden Körperschaften sein. Denn allein durch Aufrufe an das Gewissen kann eine so verderbliche Flut von Schmutz und Schund nicht eingedämmt werden. Ernst Giese, Iserlohn

Wahrheit finden

Setzt Euch auch auf das Fahrrad und fahrt in

ein anderes Land, wenn Euch die Politik unserer Politiker zu verwirren beginnt, und Ihr werdet bei der Jugend, bei unseren Freunden irgendwo in Europa, wieder zu der einzig gültigen Wahrheit finden.

Und wenn wir die gefunden haben, dann werden auch die anderen Worte wie Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden ihren wahren Sinn wieder für uns bekommen.

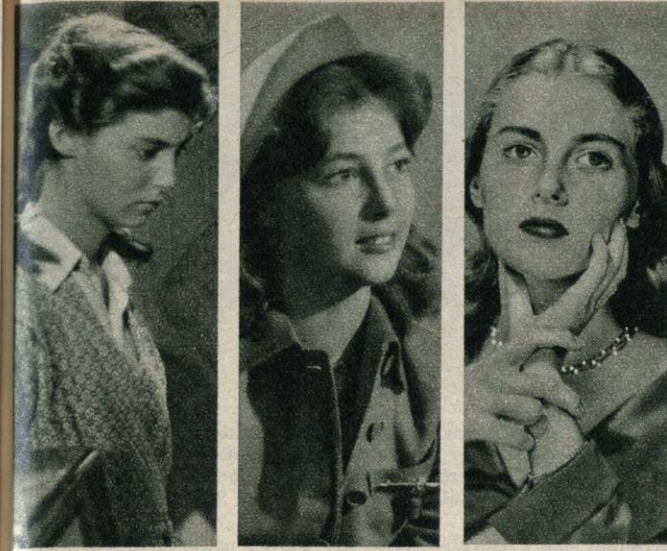
Was sind Grenzen, wenn wir sie nicht wollen?

Was ist Unfreiheit, wenn wir frei sein wollen?

Sucht die Wahrheit und erkennt sie — und wirkt für sie. Helga Klutzewitz

Für halben Lohn?

Ich bin hier in Paris als deutsche Hausangestellte beschäftigt und in der französischen Gewerkschaft „Force Ouvrière“ organisiert. Dadurch bekomme ich auch den „Aufwärts“ in die Hand und freue mich immer sehr darüber. Hier gibt es noch viele alte Gewerkschafter, die mich verstehen. Oft stelle ich mir die Frage, was einmal aus den jungen Menschen wird, die hier in Frankreich ganz andere Lebensverhältnisse kennengelernt haben, mehr oder weniger gut. Sollen diese Mädchen, wenn sie nach Deutschland zurückkehren, mit ihren erweiterten Kenntnissen für den halben Lohn im deutschen Haushalt arbeiten? Elisabeth Geier, Paris



Nicht spurlos vorübergegangen sind die wenigen Monate, seitdem Pier Angeli in Hollywood ist. Mit der Ausdruckskraft eines unverfälschten neunzehnjährigen Mädchens spielte sie in Italien ihre erste Rolle (Bild links). Auch das Privatfoto (Bild Mitte) zeigt, wie sie wirklich ist: jung und unkompliziert. Hollywood präsentiert uns nun ihr neues Gesicht: ein gleichgeschaltetes Star-gesicht. Böse Zungen behaupten, es wäre in Hollywood streng verboten, einen Menschen so darzustellen, wie er wirklich ist . . .

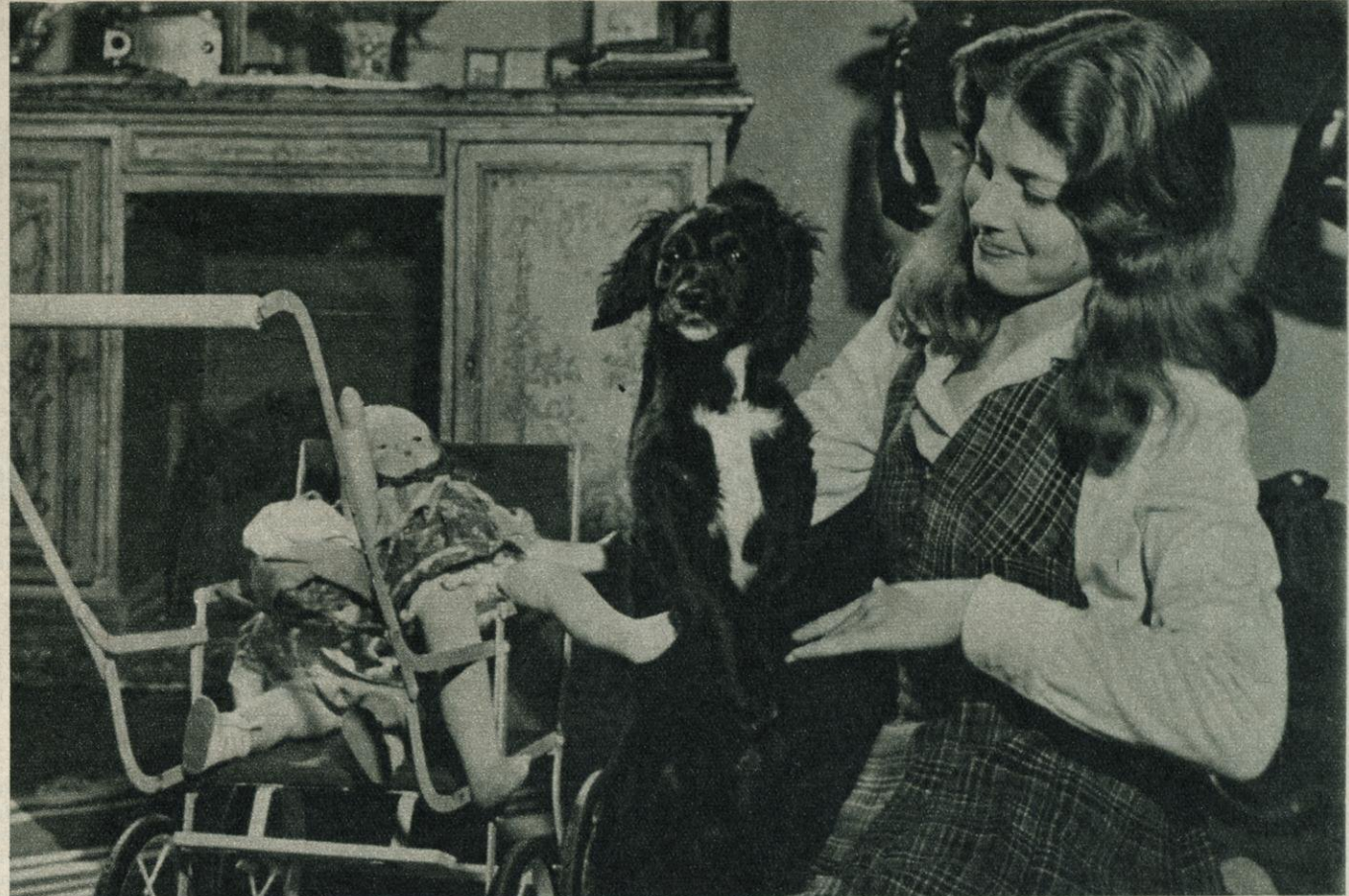
Fortsetzung von Seite 1

KLEINES MÄDCHEN IM HOLLYWOOD-DSCHUNDEL

konnte sie auch nicht kennen. Es sei denn, man hätte sich in Hollywood für melanesische Steinzeitkulturen im Bismarckarchipel interessiert. Dann hätte man gewußt, daß Hortense Powdermaker ihren Ruhm mit aufsehenerregenden Studien über die melanesischen Steinzeitkulturen begründet hatte. Aufsehenerregend, wie gesagt, nicht in Hollywoodkreisen.

Die interessante Frau

Als Hortense Powdermaker noch nicht im fashionablen Rex-Hotel, sondern in Hängematten und Pfahlbauten wohnte und die Tagesnachrichten statt aus der New York Times über die Signale der Bambuströmmeln bezog, da hatte sie interessante Feststellungen gemacht, wie sich der primitive Melanesier den Errungenschaften der modernen Kultur gegenüber verhält. Es faszinierte sie, daß



Sie muß mit Puppen spielen. Das steht in ihrem Vertrag. Wenigstens, wenn der Pressefotograf kommt, muß sie so tun, als gäbe es nichts Schöneres als Puppen. Sie selbst findet das wahrscheinlich sehr albern, aber Vertrag ist Vertrag, und die Filmgesellschaft will das Mädchen möglichst lange jung halten, denn das Publikum wünscht einen „kindlichen Star“. Dabei ist Pier Angeli in Wirklichkeit gerade so, wie wir uns ein junges Mädchen wünschen.

„Morgen ist es zu spät.“ Dieser großartige italienische Film machte die junge Schauspielerin berühmt. Unser Bild zeigt die Schlussszene mit Gino Leurini. Pier Angeli spielte das Schicksal eines jungen Mädchens unserer Tage, das den Unverstand der Mitmenschen erfahren mußte und dabei fast zugrunde geht. In Hollywood muß sie aber wie ein Kind mit Puppen spielen . . .

ihre vielgeliebten Eingeborenen sämtliche Hollywoodfilme kurzerhand in zwei Gruppen einteilt: „kiss-kiss“ und „bang-bang“. Nun ist für eine gute Wissenschaftlerin ein Studienobjekt so gut wie das andere, und so beschloß sie, sich um die Leute zu kümmern, die „kiss-kiss“ und „bang-bang“ machten.

Die raffinierte Frau

Das konnte der Empfangschef des Rex-Hotels nicht wissen. Er wußte auch nicht, daß Hortense Powdermakers wissenschaftliche Arbeitsweise einem Kriegsplan glich. Ihre Unterhaltungen mit den Produzenten, Regisseuren und Filmfinanziers waren wohlüberlegte Feuerüberfälle. Sie befragte nicht die Stars, die waren für sie nur die bestbezahlten Sklaven der Weltgeschichte. „Schauspieler werden weggeworfen wie abgenutzte Requisiten, neue bestellt und gesucht . . .“

Wenn sie einem Produzenten gegenüber sitzt, fragt sie nicht plump: „Wieviel Dollars machen sie aus jedem Film?“ oder „Wie essen Sie Ihre Eier am liebsten?“ Sie macht das anders. In angeregten halbphilosophischen Gesprächen und Auseinandersetzungen mit den „big bosses“ stellt sie wohlüberlegte Fragen, die so harmlos klingen, daß die Gefragten ahnungslos darauf antworten. So löst sie die Schale von dem sonst so wohlverwahrten Seelenleben der Leute, die in Hollywood die Filme machen.

Hortense schreibt sich nie Notizen auf. Auch das gehört zu ihrem Plan. Nichts soll ihr Studienobjekt in Verlegenheit bringen. Aber im kleinen Café hinter der nächsten Straßenecke besinnt sie sich auf jedes Wort der Unterhaltung und schreibt es auf. Jeden Abend diktiert sie in ihrem Hotelzimmer ein neues Kapitel über das Hollywood, wie es niemand kennt, auf das Band des Diktaphons.

Die gefährliche Frau

Diese abendlichen Diktate aufs Tonband brachten die brave Hortense zunächst in den Geruch einer Spionin. Sie duldete keine Zeugen bei ihrem Gespräch. Wenn das Zimmermädchen Tee servieren wollte, unterbrach sie ihre Arbeit und wurde ungeduldig, wenn es noch nach weiteren Wünschen fragte. Das Zimmermädchen rächte sich durch mitternächtliche Schlüssellochbeobachtungen und versuchte, eine Darstellung von Miß Powdermaker als „kaum normal“ unters Filmvolk zu bringen.

Tatsächlich waren die mitternächtlichen Horchanstrengungen kaum geeignet, Klarheit über diese Frau in das verwirrte Köpchen eines Hollywoodmädchens zu bringen.

Da war bei den nächtlichen Diktaten die Rede von „magischen Ritualen“ von Göttern und Opfern, von Weissagungen und Tabus und vielen ähnlichen mysteriösen Dingen, die zwar zur Erforschung des Götterglaubens der Melanesier gepaßt hätten, niemals aber auf die Filmleute aus Fleisch und Blut . . .

Schluß Seite 5



Verwässertes Betriebsverfassungsgesetz

Der aus den Bundestagsausschüssen für Arbeit und für Wirtschaft gebildete Arbeitskreis „Mitbestimmung“ hat seine Beratungen über das Betriebsverfassungsgesetz zum Abschluß gebracht. Es ist damit zu rechnen, daß dieses Gesetz noch im Monat März durch den Bundestag verabschiedet wird.

Die Gewerkschaften haben wiederholt darauf hingewiesen, daß das vom Arbeitskreis „Mitbestimmung“ ausgearbeitete Betriebsverfassungsgesetz nicht nur erhebliche Lücken aufweist, sondern auch das Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer schmälert. Die Einwände des DGB richten sich vor allem auch gegen die von Seiten der Bundesregierung und der Koalitionsparteien aufgestellte Behauptung, daß der Gesetzentwurf einen „wesentlichen Fortschritt gegenüber der bisherigen Situation“ darstelle. Nachdem das Mitbestimmungsrecht bereits für die Eisen und Stahl erzeugende Industrie und den Bergbau gesetzlich verankert wurde, und in diesen Wirtschaftszweigen die hauptsächlichsten Forderungen der Gewerkschaften verwirklicht werden konnten, müssen die Bestimmungen des Betriebsverfassungsgesetzes eher als rück-schrittlich bezeichnet werden. Bei Stahl und Kohle sind die Arbeitnehmer paritätisch in den Aufsichtsorganen und durch einen Arbeitsdirektor in der Betriebsleitung vertreten. Nach dem Willen der Bundesregierung und der Mehrheit des Arbeitskreises „Mitbestimmung“ ist von diesem Prinzip abgegangen worden. Hier wird eine Drittelung der Aufsichtsorgane vorgeschlagen. Eine solche Regelung bedeutet eine Benachteiligung der Arbeitnehmer in den jetzt durch das neue Gesetz zu erfassenden Betrieben. Sie kann nicht mit der Sonderstellung der eisenschaffenden Industrie und des Kohlenbergbaus begründet werden. Die Betriebe der Großchemie dürften zum Beispiel kaum anders bewertet werden als die der Eisen und Stahl erzeugenden Industrie und des Kohlenbergbaus.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund sieht auch in der vom Arbeitskreis „Mitbestimmung“ vertretenen Auffassung über das passive und aktive Wahlrecht keinen Fortschritt. Wenn in der Begründung auf das alte Betriebsrätegesetz aus dem Jahre 1920 hingewiesen wird, so muß dem entgegengehalten werden, daß nach 1945 im Kontrollratsgesetz Nr. 22 die Altersgrenzen für das passive und aktive Wahlrecht offengelassen wurden. Die meisten Länderbetriebsrätegesetze und das Wohnheitsrecht sehen die Vollendung des 17. Lebensjahres für das aktive und die Vollendung des 21. Lebensjahres für das passive Wahlrecht vor. Der DGB hatte in seinen Vorschlägen für das passive Wahlrecht ebenfalls das 21. Lebensjahr gefordert, weil mit diesem Alter die volle Geschäftsfähigkeit des Jugendlichen und das aktive Wahlrecht für die parlamentarischen Gremien gegeben ist. Eine gesetzliche Bestimmung, das passive Wahlrecht für die Betriebsvertretung von der Vollendung des 24. Lebensjahres und das aktive Wahlrecht von der Vollendung des 18. Lebensjahres abhängig zu machen, wird von den Gewerkschaften aufs schärfste zurückgewiesen. Es

ist nicht einzusehen, daß zum Beispiel ein Einundzwanzigjähriger unter Umständen einen Betrieb leiten darf, aber ein junger Arbeitnehmer erst 24 Jahre alt werden soll, bevor man ihm erlaubt, zusammen mit seinen älteren Kollegen über Betriebsangelegenheiten mitzuberaten und mitzuzentscheiden. Eine derartige Regelung führt zu einer weitgehenden Einschränkung der Rechte jugendlicher Arbeitnehmer und entspricht keinesfalls dem Geist, den ein fortschrittliches Mitbestimmungsrecht haben muß.

Eine andere Frage, die für die Gewerkschaften von besonderer Wichtigkeit sein muß, ist die der Wahlen. Das Betriebsverfassungsgesetz enthält Bestimmungen über die sogenannten Gruppenwahlen. Die Gewerkschaften sind der Auffassung, daß eine Aufspaltung nach Berufsgruppen eine einheitliche Arbeitnehmervertretung nicht mehr garantieren kann und zwangsläufig zum Berufsegoismus ausarten muß. Im übrigen hat die seit 1945 geübte Praxis, gemeinsame Wahlen durchzuführen, gezeigt, daß der notwendige Schutz der Minderheiten möglich ist und daß in der Regel die Minderheitsgruppen bei gemeinsam durchgeführten Wahlen besser geschützt wurden als bei den Gruppenwahlen.

Darüber hinaus wird im Betriebsverfassungsgesetz offensichtlich der Versuch unternommen, den Einfluß der Gewerkschaften zu verringern. Einige Bestimmungen zeigen deutlich, daß hier beabsichtigt wird, einen Keil zwischen die Arbeitnehmer des Betriebes und die Gewerkschaften zu schieben. Bezeichnend ist es auch, daß man die Arbeitnehmer in den Betrieben und Verwaltungen des öffentlichen Dienstes von der Regelung ausschließen und durch ein besonderes Gesetz (Personalvertretungsgesetz) erfassen will. Man weist von der Gewerkschaftsseite mit Recht darauf hin, daß eine Sonderregelung für die Beschäftigten im öffentlichen Dienst als eine Deklassierung dieser Arbeitnehmer aufgefaßt werden muß, die mit dem Artikel 3 des Grundgesetzes nicht zu vereinbaren ist. Der DGB verkennt nicht, daß für Beamte eventuelle Sondervorschriften nötig sind, jedoch hält er es für absolut möglich, derartige Sonderregelungen in ein einheitliches Betriebsverfassungsgesetz einzubauen.

Schon die hier gestreiften Probleme zeigen, wie berechtigt die Sorgen der Gewerkschaften im Hinblick auf das Betriebsverfassungsgesetz sind. Wenn auch der Arbeitskreis „Mitbestimmung“ seine Beratungen beendet hat und jetzt die Plenarversammlung des Bundestages vor der entscheidenden Detaildebatte steht, so hoffen die Gewerkschaften, daß sich dennoch eine fortschrittlich denkende Mehrheit finden wird, die die gewerkschaftsfeindlichen Bestimmungen des Gesetzes wieder ausmerzt und so die Möglichkeit bietet, ein echtes Mitbestimmungsrecht im Interesse aller Arbeitnehmer zu verwirklichen. Darüber hinaus hofft die Gewerkschaftsjugend, daß vor allem die sie benachteiligenden Regelungen in ihrem Sinne verbessert werden.

Wird sie ihr Gesicht verlieren? Hollywood ist eine große Alchimistenküche. Kleine Mädchen werden in große Stars verwandelt und zurechtgestutzt, wie man sie gerade braucht. Der große Boß einer Filmgesellschaft hat die Macht, Schauspieler über Nacht berühmt zu machen, er bietet dem Filmpublikum immer den Typ des Schauspielers, der gerade gefragt ist, Pier Angeli wird in Hollywood zu kämpfen haben, sie hat ihr Gesicht zu verteidigen, damit es nicht zurechtgestutzt wird . . .

Fotos: Presse-Seeger





Treudeutsche Trauung 1936 — Ehepaar Rößler, damals noch auf stolzen Rossen und mit einer Staatsfründe belehnt. Zehn Jahre später ehelichte dieser Germane aus Sachsen dieselbe Frau noch einmal, nachdem er sich selber totgesagt hatte. Dann zog er als Dr. Richter in den Bundestag ein.

EINSAM LIEGT EIN STEPPENGRAB

ABER DER LEICHNAM IST UNTER UNS

I.

Es ist Juli, es ist heiß — es ist ganz dicke Luft im Nest Luthe, 45 Bahnminuten vor Hannover. Da strammen sich derbe Hosen stundenlang über dicken Bauernhintern, wachsen große Schweißplacken unter den Hemdsärmeln, zeigen breite Gesichter erschreckende Röte. Im „Ohlendorschen Saale“ kochen 250 der 2400 Luther Volks-seelen. Gekocht wird wegen einer einzigen, noch dazu einer schwarzen. Aus der schwarzen Seele soll unbedingt eine weiße werden; um „unseres Herrn Doktors willen“. Der Herr Doktor wandelt in Reithosen und Reitstiefeln, mit gestutztem Schnurrbart und beiden Händen in den Jackentaschen unter den Seinen.

Es ist Juli, es ist heiß — es ist ganz dicke Luft im Nest Luthe. Es ist Juli 1949.

II.

Am 27. November 1951, gegen 16.30 Uhr, wird „unser Herr Doktor“ in Bonn „antisemitischer Strolch“ geschimpft. Er läuft daraufhin genau so krebsrot an wie vor 26 Monaten seine Luther Bauernfreunde. Das „antisemitischer“ erregt ihn

Frau Rößler hält den jahrelangen Betrug ihres Mannes für ein verständliches Kavalierversbrechen. Daß dieser Nazi offenbar eine Scheu vor bescheidener Handarbeit hatte und sich erhebliche Summen durch Lug und Trug erschlich, stört sie nicht. Sie beabsichtigt, Memoiren zu veröffentlichen.



gar nicht — nur der „Strolch“ stachelt seine Wut. Dabei war das die treffendste Charakterisierung, die im Laufe der Jahre über „unseren Herrn Doktor“ abgegeben wurde.

III.

Im „Ohlendorschen Saale“ ist die Volksseele auf dem Siedepunkt. Wenn jetzt einer aufsteht und den Doktor Strolch nennt, bekommt er bestimmt Luther Bauernfäuste zu spüren. Es steht aber keiner auf. Jedermann schwitzt begeistert Sympathie für den Doktor — der Gemeinderat mitten mang. Als die Versammlung am späten Abend endlich auseinanderläuft, hat sie ihren Willen zur Weitergabe an Hannovers Regierungspräsidentin Theanoite Bähnisch so formuliert: Man möge den aus unbekanntem Gründen entlassenen Doktor „alsbald wieder in seine Lehrstelle in Luthe einführen, um ihn uns als Lehrer zu erhalten. Dagegen müssen wir erklären, daß für den Rektor, Herrn Skowronski, kaum noch Platz in Luthe sein wird. Für seine persönliche Sicherheit kann nach der Versammlung keine Gewähr mehr geboten werden“.

IV.

Somit hat „unser Herr Doktor“ die zweite Runde gewonnen, nachdem er die erste verloren hatte.

V.

In diesen Julitagen 1949 ist er und sein Lebensweg an der Ohlendorschen Theke einziger Mittelpunkt des Interesses. Hinrich betrinkt sich vor Begeisterung dermaßen, daß er nach sechs Jahren zum erste Male wieder fürchterlich kotzen muß. Und Willem drückt gleich dreimal am gleichen Abend die falsche Zehn. Aber das stört keinen. Jeder lauscht, wenn Hinrich erneut das erzählt, was er über Doktors Leben weiß. Sogar der Dorftrötel ist gebannt, als er zu hören bekommt, wie der Doktor — damals noch Offizier — in der Steppe seinen sterbenden Freund und Kompanieführer bettet; wie er dann dem Hauptmann Rößler kameradschaftliche Fürsorge für dessen Frau und vier Kinder schwört; wie er dem toten Hauptmann die Augen zudrückt und das einsame Steppengrab aushebt. Hinrichs Stimme zittert vor Rührung! Schade, daß er wieder raus zum Kotzen muß. Denn niemand kann so schön wie er darüber berichten, daß der Doktor seinen Schwur gehalten und Witwe Rößler nebst vier Kinderchen geheiratet hat. Welch ein Glück für das kleine Luthe: hierher ist er gekommen, der tapfere Mann, der treue Kamerad, der Studienrat und Doktor; hierher aus dem Sudetenland. Wem könnte man seine Kinder ruhiger anvertrauen als ihm? Na dann Prost! Noch ne Lage!

VI.

Und jetzt will man ihn verdrängen, „unseren Herrn Doktor“?! Nur weil er den Schulkindern eine „Im-Felde-unbesiegt“-Spritze verpaßte! Er muß es doch wissen, daß der Führer einen künstlichen Wirbelsturm gleichsam in der Schub-lade liegen hatte, der nur nicht losgegangen ist, um den Feind zu vernichten, weil Verrat geübt wurde! Der Doktor muß es doch wissen, wenn die Deutschen Pestbazillen in petto hatten, mit denen man allen Erbfeinden ein Massengrab hätte verschaffen können! So was muß den Kindern doch gesagt werden. Und der Herr Doktor wurde deswegen entlassen?! Aber dahinter steckt der Skowronski, dieser Rektor, der sogar polnisch sprechen kann und in der Gewerkschaft ist! Der hat gesagt, „unser Herr Doktor“ lüge.

VII.

Niedersachsens Kultusminister, Regierungspräsidentin Theanoite Bähnisch, die Schulräte und die Aufsichtsbehörde teilen jedoch auch nach dem



Richter-Rößler liebte große Worte und nationalistiche Phrasen. Er brachte aber nicht einmal den Mut auf, sich zu seiner Nazirolle zu bekennen.

Sturm im Ohlendorschen Saale weder die Begeisterung für Wunderwirbelstürme und Pestbazillen noch für „unseren Herrn Doktor“ selbst. Es bleibt bei dem Schulrauschschuß. Der Doktor hat die dritte Runde verloren.

VIII.

Da beschließt der Doktor endgültig, Politiker zu bleiben. Auch darüber herrscht an der Theke in Luthe Begeisterung. Es schlägt einem geradezu den Atem, wie der Doktor loslegt! Rin in die „antimarxistische Sammlung“ — wieder raus — rin in den „Deutschen Bund“ — wieder raus — rin in die „Deutsche Rechtspartei“ und rauf auf deren Landesliste für den Bundestag — rin in den Bundestag — raus aus der „Deutschen Rechtspartei“ — rin in die „Deutsche Reichspartei“ — raus aus der „Deutschen Reichspartei“ — rin in die SRP. Rin in die Kartoffeln, raus aus die Kartoffeln. Die Luther staunen nicht schlecht.

IX.

Wenn die Witwe des Hauptmanns im Steppengrab und Gattin des Doktors in Luthe spazieren geht, ziehen die Leute den Deckel vom Kopf. „Guten Tag, Frau Doktor.“ Dann lächelt Frau Doktor freundlich, aber bescheiden. Immerhin — sie lächelt. Sie hat gute Nerven — denn sie lächelt, obwohl sie quasi mit einem Leichnam verehlicht ist.

X.

Auch am Morgen des 20. Februar 1952 lächelt die Gattin des Doktors, die Witwe des Hauptmanns im Steppengrab, freundlich, aber bescheiden, als die Luther den Deckel ziehen. Am Donnerstag bleibt der Deckel auf dem Kopf, und die Gattin lächelt nicht mehr. Im Laufe des Abends drückt Willem dreimal die falsche Zehn, und Hinrich besäuft sich langsam, aber sicher. Das Steppengrab verblaßt, der Fürsorgeschwurz verblaßt. In des Doktors Schulhauswohnung läßt sich ein Kriminalkommissar aus Bonn nieder.

XI.

„Unser Herr Doktor“ wird durch ein Fenster des Bundestages in Bonn abtransportiert. Als er am 20. Februar 1952 den Füllhalter zieht, um sich in die Anmelde-liste des Bundestages einzutragen, kann er vom Fleck weg verhaftet werden. Die Luther erfahren es 24 Stunden später, daß „unser



Diesen jungen Mädchen erzählte Richter-Rößler in seiner Rolle als Lehrer Geschichten über verratene deutsche Wunderwaffen, über „Pestbazillen und Wirbelstürme“, die uns den Sieg gebracht hätten.

Herr Doktor“ der am 17. Januar 1912 in Gott-leuba/Sachsen geborene Fritz Rößler ist, Gau-hauptstellenleiter von Hitlers Gnaden.

XII.

So ist also der Bundestag von einem „antisemitischen Strolch“ befreit worden. „Professor Dr. Richter, Studienrat und rechter Flügelmann des Parlaments“, ein Mann, der sich selbst totsagte, von seinem Steppengrab erzählte, seine eigene „Witwe“ heiratete, von Wirbelsturm und Pestbazillen dozierte, der Nazi Fritz Rößler hat sich endlich entpuppt.

XIII.

Sintemalen herrscht in Luthe betretenes Schweigen. Bei der SRP räuspert's sich dagegen etwas säuerlich über „Rechtsnotstand“ und „Rücksicht-nahme gegenüber Weib und Kind“. Etwas säuer-



Noch immer wohnt die Familie Rößler im Schulgebäude von Luthe — obwohl Rößler niemals die Befähigung zum Lehrer hatte; um so mehr zum Hochstapler! Fotos: Wesemann

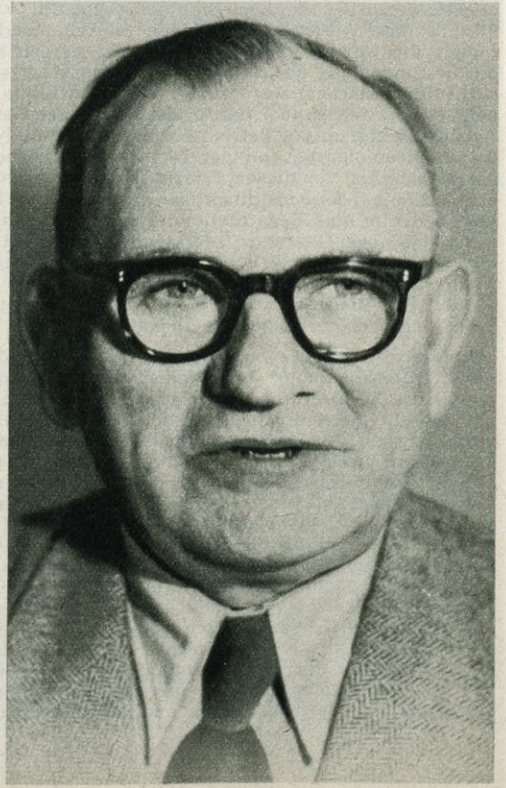
lich räuspert's sich — denn wie peinlich, daß Rößler, der es als Etappenschwein bis zum Unter-offizier brachte, mit „Frontoffizierschere“ hausieren ging!

Aber noch harrt unser ein tragisches Nachspiel zum Fall Rößler-Richter. Auch die Witwe des Hauptmanns im Steppengrab will uns nichts ersparen. Sie wird ihre Memoiren schreiben, wenn man ihrer Drohung glauben darf. Es bleibt uns nichts erspart!



Verschämt wurde von Richter-Rößlers Wohnungstür die Karte mit der Aufschrift „Dr. Franz Richter“ entfernt, als das Spiel des Hochstaplers aus war.

Rektor Skowronski, ein aktiver Gewerkschafter, war Richter-Rößlers Gegenspieler, als dieser in Luthe eine neue Dolchstoßlegende erfand...



KLINES MÄDCHEN IM HOLLYWOOD-DSCHUNDEL

Hortense war nicht unschuldig an der Verwirrung. Sie hatte ihre melanesische Arbeitsweise auf Hollywood übertragen. Und, wie es scheint, nicht ohne Erfolg. Wenn man Hortense Powdermakers Forschungsergebnisse in ihrem Buch "Hollywood, die Traumfabrik" nachliest, muß man tatsächlich an Parallelen zwischen Südsee-glauben und Hollywoodaberglauben glauben.

Dämon

Der böse Dämon ist in Hollywood die Krise. Wenn er sich regt und sich die drohenden Gefahrenzeichen am ängstlich beobachteten Filmhimmel bemerkbar machen, dann bereiten die verstörten Produzenten die Opferaltäre. Sie bieten dem Dämon Geld. Viele Dollars. Ganz gleich wofür. Man engagiert statt eines Drehbuchautors, der 2000 Dollar kostet, gleich fünf. Wenn einer gut ist, müssen fünf besser sein... Das glauben auch die primitiven Melanesier.

Götze

Wie der primitive Melanesier aus Rauch, Wind und Wasser den geheimnisvollen Willen der Götter erfahren will, so macht man das in Hollywood mit modernen Mitteln. Der Götze ist das Publikum, dem man genau so blind Vertrauen schenkt. Das Filmwerk ist nichts als Beschwörung, eine Besänftigung des Dämons (Dämon = Krise). Ob die Krise aber über Hollywood hereinbrechen wird, soll der Götze Publikum weisagen. Denn auf den Götzen Publikum kommt es an, ob das Opfer, das man dem Dämon darbringt, wohlgefällig angenommen wird.

Und so geht es, wenn gewissagt wird: Hundert Versuchspersonen sitzen in dem Vorführraum und sollen auf ein Knöpfchen drücken, wenn der Film spannend wird. Am Ende kann dann die Spannungskurve abgelesen werden und so durch richtige Aneinanderreihung der Filmstreifen die Spannung in einem Film gesteigert werden. Aber es ist schon vorgekommen, daß der Streifen so

erregend war, daß die Versuchspersonen das magische Knöpfchen vergaßen. Ergebnis: Das Beste aus dem ganzen Film wurde herausgeschnitten. Hollywood glaubt blind an Weissagungen.

Aber!

So gibt es vieles. Da gibt es noch andere Beschwörungsmittel: Sei es, daß ein Produzent darauf besteht, daß in jedem Film ein grüner Papagei vorkommen muß oder der Regisseur bei der Arbeit einen Turban trägt...

Hortense hat das alles in ihrem Buch beschrieben, und sie versucht auch zu beweisen, wieso in diesem Hollywood, dessen Bräuche so sehr den melanesischen gleichen, keine guten Filme gemacht werden können. Sie hat gefunden, es gäbe ein großes Tabu, ein Verbot in Hollywood: die Menschen so auf die Leinwand zu bringen, wie sie wirklich sind.

Nur eines hat sie nicht gefunden: wieso in diesem Hollywood dennoch und trotz und alledem in jeder Saison ein halbes Dutzend neue ausgezeichnete und wirklich gute Hollywoodfilme gedreht werden konnten... Hortense war voreingenommen!

Hortense blieb nicht allein mit ihrem Buch. Nachdem es in Fachkreisen Aufsehen erregte, erschien noch ein anderes. Martha Wolfenstein schrieb es. Auch eine Frau. Ihr Buch rechnet noch schärfer mit Hollywood ab. Es scheint eine Verschwörung gegen Hollywood im Gange zu sein... Streichen wir das ab, was in Hortense Powdermakers Buch Phantasie ist, so bleibt doch noch vieles übrig, was uns die Augen öffnet für das Hollywood hinter den Kulissen.

Das kleine Mädchen

Pier Angeli wird den Hollywood-Dschungel kennengelernt haben. Hortense Powdermaker würde sagen: sie ist eine neue Sklavine, die dem Dämon geopfert wird, um die Filmkrise zu bannen. Der Götze Publikum muß Wohlgefallen an ihr finden... Pier Angeli gefiel dem Filmpublicum in aller Welt.

Optimistischer Haarschnitt

Einige Male hatte ich die Frisur schon im Film gesehen. Sogar mehrere Waghalsige sind mir begegnet, die sie sich schon angeschafft hatten. Doch meine Bekannten sagten zu diesem Hemd-über-die-Hosen Wörter wie Sambahengste, wenn nicht Schlimmeres.

Gerade machte ich es mir im Stuhl bequem und fragte den Friseur so angelegentlich, ob er den Ami-Schnitt kenne, und... ritsch, ratsch, meine Locke war der Schere zum Opfer gefallen. Ich wollte aufstehen, ich wollte schreien, ich wollte gegen diese Art der Behandlung protestieren. Doch wozu? Es war geschehen. Im stillen war ich allerdings froh. Einmal war mein geheimer Wunsch erfüllt, zum anderen hatte ich durch das eigenmächtige Vorgehen des Friseurs eine Ausrede meiner Umwelt gegenüber.

Ich persönlich finde, daß dieser Haarschnitt einfach optimistisch stimmt. Nie mehr kann sich eine Locke melancholisch über meine Stirn ringeln; nie mehr hängen Haarsträhnen resigniert über mein rechtes Ohr.

Eigentlich gehört noch zum Haarschnitt, daß man jede Gelegenheit ausnutzt, die Beine auf den Tisch zu legen. Dies kann auch in geistiger Hinsicht geschehen und scheint mir sehr wesentlich zu sein. Praktisch bedeutet das, die Hürden des Alltags mit Schwung zu nehmen. Mit einem Male sind keine Probleme mehr da, sondern nur Aufgaben, die zu lösen sind. Gewiß, es ist ein bitteres Gefühl, arbeitslos zu sein. Aber kann man diese unliebsame Unterbrechung nicht mit Lernen ausfüllen? Diese neuerworbenen Kenntnisse werden auf dem nächsten Arbeitsplatz sehr nützlich sein.

Überhaupt, etwas Optimismus, und schon haben wir ein bombenfestes Selbstvertrauen, mit dem wir alle Schwierigkeiten überwinden. Wenn nicht beim ersten Male, so doch beim zweiten oder dritten Anlauf. Sind wir optimistisch, so sind wir auch frei von Vorurteilen und tolerant. Die modernen Malereien werden wir mit ganz anderen Augen betrachten. Wir fragen nicht mehr beim Anblick eines Bildes nach der Wirklichkeit, sondern nach dem, was Form und Farbe aussagen.

Selbst die Politik können wir nicht so ohne weiteres aburteilen. Ja, wir erschrecken. Denn wer will von einer Regierung verlangen können, daß sie Frieden schafft, wenn wir selber nicht fähig sind, zu Hause oder am Arbeitsplatz Streit zu schlichten? Wer darf von einem Minister gerechte soziale Entscheidungen erwarten, wenn er selber nicht ehrlich ist? Damit soll gesagt sein, wenn wir jemand aburteilen, dann dürfen wir uns selber auch nicht entschuldigen. Der Weg führt uns nur dann aus allem Elend und Mißtrauen heraus, wenn wir uns zuerst ändern.

Wir sprechen immer von der Mitbestimmung. Gar zu leicht wird vergessen, daß dazu auch die Mitverantwortung gehört. Wer von uns hat sich überlegt, wie er dieser Forderung gerecht werden kann? Wer besucht die Kurse „Arbeit und Leben“, um sein Wissen zu erweitern und sich für diese Aufgabe zu schulen?

Der Leser mag entschuldigen, daß ich etwas heftig geworden bin. Das kommt davon, wenn man sehr kurzen und nicht langen Haaren nachsinnt. Doch wir sehen, daß wir unsere Zukunft selber schmieden. Bitte, ich habe die Möglichkeiten genannt, die jedermann ergreifen kann. butz

IM WESTEN NICHTS NEUES

Liebe ist...

... wenn zwei Personen auf Erden schon im Himmel wohnen! So steht es bei Kolvenbachs über dem Sofa, eingerahmt und unter Glas, und manchmal schaut Papa Kolvenbach auf den Spruch, denkt an die Jugend, die erste Liebe, den Frühling in... „Anton, träum nicht“, ermahnt ihn dann seine Frau Auguste. „Hol lieber Kohlen herauf. Das muß ich dir immer sagen.“ Also kehrt Vater Anton nach einen letzten wehmütigen Blick in die Wirklichkeit zurück, schnappt sich den Kohleneimer und denkt: „Sprüche sind ganz schön. Sie stimmen nur meistens nicht.“

Tochter Evchen dagegen glaubt noch eisern an die Wahrheit des Spruches. Denn das ist ja schon ein Stück Himmel, wenn sie abends mit ihrem Otto im Stadtwald auf einer Bank sitzt, ihn küsst und liebhalten kann und der liebe Mond noch gratis dazu scheint... Dabei ist das erst der Anfang. Wenn sie erst einmal geheiratet haben, dann wird ewig der Himmel auf Erden sein. „Liebe ist, wenn...“

*

Denkste, Evchen! Denn Ehen werden bekanntlich nicht auf einer Bank im Stadtwald gelebt, und auch den Mond nimmt man nicht mit. Ehen beginnen heute meist in einer muffigen Einzimmer-Wohnung, die man mit Ach und Krach bekommen hat. Da schreit das Kind, und der Ofen brennt nicht, und das Essen kocht nicht, und der Otto schimpft, weil er Hunger hat: „Ich hab' dir schon fünfzigmal gezeigt, wie der Ofen bedient werden muß. Aber du lernst es nie.“

Otto heizt, und dann brennt er auf einmal fürchterlich, und das Essen brennt lustig mit, und die Milch kocht über und die Kartoffeln sind ein Matsch, und zwischendurch hat das Kind die einzige Vase zerschlagen und lacht: „Kaputt — kaputt...“ Und das Essen ist noch immer nicht fertig. Und dann ist wohl von den Stadtwald-Bank-Mondschein-Gefühlen nicht mehr viel übrig. Es ist eigentlich immer was los in so einer Ehe. Das kommt ganz von selbst, weil wir alle Menschen sind und Fehler haben, Evchen und Otto auch. Sie verkramt immer alles, und er ist immer schlampig angezogen. Sie will immer ausgehen, und er spielt lieber mit dem Nachbar Skat. Und das ist alles so eigenartig. Denn auf der Bank im Stadtwald hatten sie keine Fehler und waren immer einer Meinung, und jetzt ist sie von ihm enttäuscht und er von ihr. Und die ganze Welt sieht auf einmal finster aus...

In 1159 von 1400 nordrhein-westfälischen Früh-ehe des Jahres 1951 sieht es jetzt schon finster aus, haben Jugendpflieger festgestellt. Da hat der Egehimmel kein Jahr gehalten. Und dabei hatten sie sich alle so lieb gehabt und es sich alle so wunderschön vorgestellt. Sonst hätten sie wohl nicht geheiratet, nicht wahr? 1400 Paare fielen aus dem Himmel auf die Erde. Nur 241 haben den Sturz heil überstanden. Vorerst! Wir sollten nüchterner werden und endlich einsehen, daß Liebesbänke nur im Stadtwald stehen und nicht in Kleinwohnungen. Wir sollten einsehen, daß zur Ehe verdammt viel Reife gehört, und daß die Sache in der Praxis dort anfängt, wo es im Kino aufhört. Wir sollten endlich kapieren, daß Ehe nicht das Glücklichein, sondern das so schwere Glückmachen des anderen bedeutet. Und das wäre mal was Neues im Westen.



SAGE BITTE

jetzt schon deinen Familienangehörigen, daß du am 19. und 20. Juli nicht zu Hause sein wirst. Wenn sie dich fragen, wo du hinwillst, dann sage ihnen: Nach Frankfurt zum Bundesjugendtreffen der Gewerkschaftsjugend.

Was ist mit Frankfurt?

Hast du einen Taschenkalender? Dann schlage den 19./20. Juli 1952 auf und schreibe hinein: 1. Bundesjugendtreffen der Gewerkschaftsjugend in Frankfurt am Main!

Was ist da los?

Wer möchte nicht dabei sein, wenn sich am 19./20. Juli 1952 rund 30 000 junge Kolleginnen und Kollegen in Frankfurt treffen? Allein der große Fackelzug wäre die Fahrt wert. Die Kundgebungen in der Frankfurter Festhalle und im Stadion werden das Wollen der Jugend zum Ausdruck bringen. Außerdem sind noch eine Reihe Spiel-, Sport- und Kulturveranstaltungen vorgesehen. Zwei Tage wird sich Veranstaltung an Veranstaltung reihen. Frankfurt wird der Höhepunkt in der Arbeit der Gewerkschaftsjugend in diesem Jahr sein.

Wie kommt man hin?

Je nach Wunsch: Mit den 16 Sonderzügen der Bundesbahn, mit dem Fahrrad, mit Lastwagen und Omnibussen; wer will, kann auch nach Frankfurt laufen. Das mit dem Laufen ist übrigens gar nicht so schlecht. Rhein- und Main-Tal zum Beispiel kann man zu Fuß richtig erleben. Man braucht nur Zeit.

Wem das zu langsam geht, kann sich einem der Fahrtenringe anschließen, die per Fahrrad von Nürnberg, Stuttgart, Düsseldorf, Bielefeld und Hannover starten und einschließlich dem Aufenthalt in Frankfurt alle rund 12 Tage unterwegs sein werden.

Die meisten werden einen der 16 Sonderzüge benutzen, die am Vorabend des 19. Juli starten und alle Gebiete der Bundesrepublik berühren. An sämtlichen größeren Stationen wird man die Möglichkeit zum Einsteigen haben. Am Morgen des 19. Juli treffen die Züge in Frankfurt ein. Am Sonntagabend beginnt die Heimreise. In der Nacht wird jeder wieder zu Hause sein. Teilnehmen können alle Jugendgruppen der IG, der Gewerkschaften und des Bundes sowie auch Einzelteilnehmer. Bei den Orts- und Kreis Ausschüssen des DGB kann man sich anmelden.

Was kostet es?

Im Teilnehmerbeitrag sind Sonderzugfahrt, Unterkunft, Verpflegung, Besuch der Veranstaltungen, freie Benutzung der Frankfurter Straßenbahn und Plakette enthalten. Die Kosten sind also alles in allem für die Teilnehmer aus: Aachen DM 18,50, Altena DM 15,50, Augsburg DM 21,50, Bielefeld DM 18,50, Bonn DM 14,50, Bochum DM 18,—, Braunschweig DM 21,50, Bremen DM 23,50, Dortmund DM 18,50, Düsseldorf DM 18,—, Essen DM 19,50, Freiburg DM 18,—, Fulda DM 11,50, Gelsenkirchen DM 19,50, Hamburg DM 25,50, Hamm DM 19,50, Hannover DM 22,—, Karlsruhe DM 12,50, Kassel DM 15,50, Kiel DM 28,50, Koblenz DM 12,50, Köln DM 16,—, Ludwigshafen DM 10,—, Mannheim DM 9,50, München DM 22,50, Münster DM 21,50, Nürnberg DM 16,50, Osnabrück DM 21,—, Paderborn DM 18,—, Regensburg DM 21,—, Rheine DM 22,50, Siegen DM 13,50, Stuttgart DM 15,50, Ulm DM 19,—, Witten DM 18,—, Worms DM 8,50, Wuppertal DM 18,—.

Das ist ein Teil der Orte, die von den 16 Sonderzügen berührt werden. Wo ihr außerdem noch zusteigen könnt, erfahrt ihr bei den Kreis- und Ortsausschüssen des DGB. Übrigens: So billig kommt man nie wieder nach Frankfurt. Einzelfahrer zahlen in Frankfurt einen Teilnehmerbeitrag von DM 5,50 für Essen und Unterkunft usw.

Die DFG — Deutsche Feriengemeinschaft — hat 25 000 Stück Sparhefte für die Gewerkschaftsjugend herstellen lassen. Wenn Teilnehmer am Bundesjugendtreffen diese Sparhefte benutzen, haben sie eine zusätzliche Vergünstigung von 7%. Beispiel: Wer bis Frankfurt DM 20 haben muß, der braucht nur DM 18,60 zu sparen. Bequemer geht es nicht.

Nochmals:

Treffpunkt am 19./20. Juli 1952 in Frankfurt am Main auf dem 1. Bundesjugendtreffen der Gewerkschaft.

Alle Wege auf der Schiene und der Straße, von Nord nach Süd, von Ost nach West, kreuzen sich in Frankfurt am Main.



SCHON ALEXANDER

genannt der Große, mußte trotz Feldherrntalent und starker Heeresmacht vor einem winzigen Lebewesen kapitulieren. Er starb an einem Fieber, das ihm wahrscheinlich die Anophelesmücke, die das Malariafieber überträgt, verabreichte. Heute würde man ihn mit Atebrin und Plasmochin behandeln. Vielleicht erkrankte er auch an Fleckfieber. Hätte er DDT-Pulver gekannt, hätten ihm die Kleiderläuse nicht den Tod gebracht, und er wäre möglicherweise erst mit 80 Jahren an Altersschwäche gestorben so wie der Anzug von Onkel Fritz, der dank der Behandlung mit Naphthalin von Motten verschont blieb. Atebrin und Plasmochin wurden von deutschen Chemikern entwickelt und gehen heute in die ganze Welt. Das DDT-Pulver bescherten uns die Schweiz und England. Südfranzösische Raffinerien stellen als Nebenprodukt Naphthalin her. Diese vier sind nur einige der weltbekanntesten westeuropäischen Chemierzeugnisse. Wenn man sich vor Augen hält, daß beispielsweise noch heute auf der Welt täglich zwei Millionen Menschen an Malaria erkranken, dann weiß man, warum Millionen aus dem Marshallplan für den Wiederaufbau und die Modernisierung der westeuropäischen Chemiefabrikation verausgabt wurden.

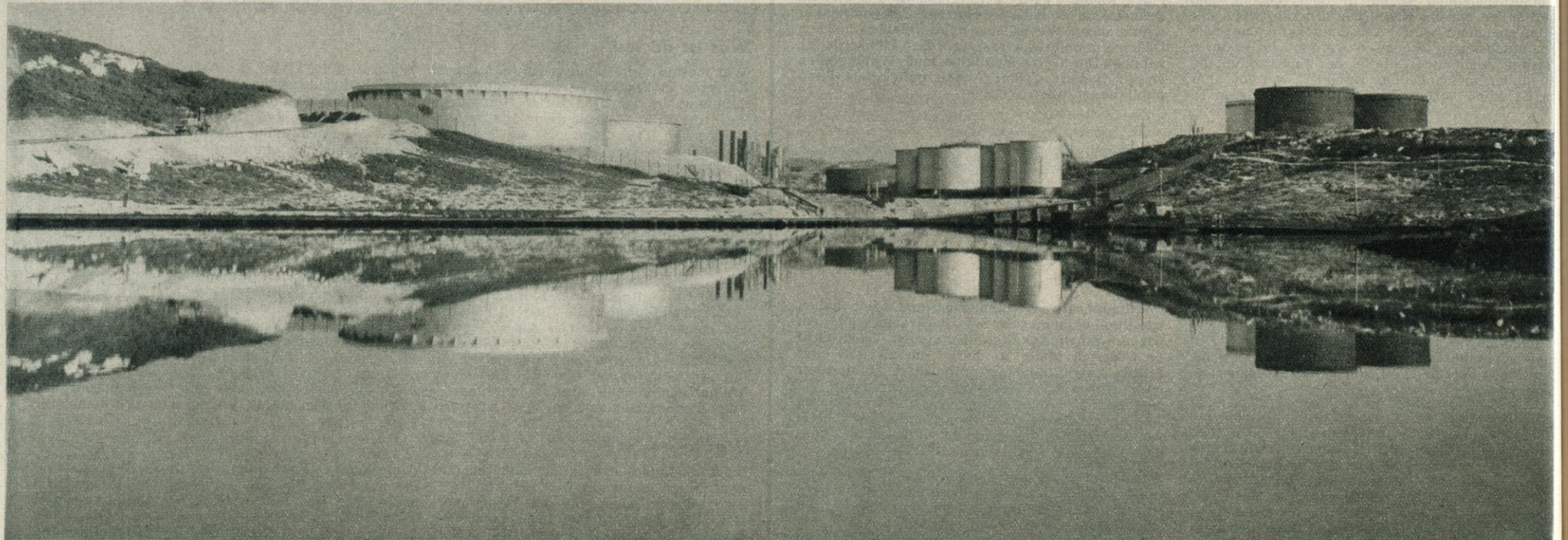


Gerade füllt Madeleine die neue Sprühanlage, mit der die französische Musterfarm die Insektenfeinde ihrer Ernten vernichtet.



Sardinien, blauer Reklamehimmel über Palmen. Wer denkt dabei an Pietro, der im Rohrboot über die Sümpfe fährt und öligen Tod auf die Insektenbrut sprüht?

Der Fotograf erfaßte die sachliche Schönheit dieser Naphtha-Petroleumraffinerie in La Médé, die mit Marshallplangeldern erbaut wurde.



STAATSFORMEN

DIKTATUR

Mit der Behandlung der parlamentarischen Monarchie in unserer letzten Ausgabe verlassen wir die Staatsform der Monarchie und wenden uns der Diktatur als Staatsform zu.

Die Diktatur als Staatsform ist uns schon lange bekannt. Besonders die Römer wandten sie aus einer überlegenen Staatsklugheit in besonderen Notfällen an. Ausgehend von der Überlegung, daß in gewissen Krisenzeiten des Staates schnelle und energisch gefaßte Entschlüsse erforderlich seien, übertrug der Senat, allerdings nur für die Dauer von sechs Monaten, seine Befugnisse einem Diktator. Der Diktator vereinigte dann eine Fülle von Macht auf seiner Person, und es lag immer die Gefahr sehr nahe, daß ein Machtmißbrauch erfolgte. Besonders in den Bürgerkriegen 133—131 vor der Zeitenwende wurde dies deutlich. Es wird berichtet, daß Sulla zweimal hintereinander vom Senat die Diktatur übertragen bekam. In dieser Zeit war es ihm gelungen, der Gefahren Herr zu werden. Er hatte besonders viel für die breiten Schichten des römischen Volkes getan. Aus diesem Grunde entstand im Volke die Neigung, aus dem Diktator Sulla, dessen Regierungszeit jeweils auf Beschluß des Senats auf sechs Monate beschränkt war, einen Diktator perpetuus, d. h. einen Diktator auf Lebenszeit, zu machen. Sulla, in dessen Denken und in dessen Charakterhaltung als wesentliche Merkmale Weisheit und Treue gegenüber dem Staat hervorgehoben werden müssen, erkannte die damit verbundene Gefahr und beging Selbstmord.

Diese einmal im Volke entstandene Neigung wurde dann später von Cäsar skrupellos ausgenutzt, und es gelang Cäsar, gestützt auf seine in Gallien siegreich gebliebenen Legionen, sich zum Diktator auf Lebenszeit an die Spitze des römischen Weltreiches zu setzen. Er endete durch Mord, sein Freund Brutus erstach ihn.

Noch heute ist bei vielen das Denken tief verwurzelt, daß eine Diktatur allen anderen Staats- und Regierungsformen vorzuziehen sei, da nur ein Diktator in der Lage sei, schnell und entscheidende Dinge anzufassen, die durch die zu komplizierte Parlamentsarbeit zu lange hinauszögert würden.

Wir haben in der Zwischenzeit erlebt, daß Diktaturen sowohl legal, d. h. gesetzlich, als auch illegal, also ungesetzlich, an die Macht kommen können. Nehmen wir als Beispiel die faschistische Diktatur des Dritten Reiches. Hier kam Hitler durch das in der Verfassung vorgesehene Ermächtigungsgesetz an die Macht, und es gelang ihm, nach dem Tode des damaligen Reichspräsidenten Hindenburg alle Regierungsmacht an sich zu ziehen. Hitler stützte sich dabei auf die Partei, die in diesem Falle als eine den Diktator tragende Machtgruppe angesehen werden muß. Die Geschichte hat gezeigt, daß Diktaturen in den meisten Fällen in Republiken an die Macht gelangen können, weniger häufig in Monarchien. Es ist nun nicht so, daß eine Diktatur nur von einem einzelnen ausgeübt wird. Wir haben schon an dem Beispiel des Dritten Reiches gesehen, daß sich Hitler auf seine Partei stützte. Dasselbe wäre von Rußland zu sagen, jedoch mit dem Unterschied, daß nach den Lehren von Marx und Engels in Rußland 1917 zunächst die Diktatur des Proletariats die Macht an sich gerissen hatte. Diese Macht ging dann mit der Zeit an eine ganz besonders gut ausgewählte Schicht von Parteifunktionären über, die heute jedem als Mitglieder des Politbüros unter dem Vorsitz von Stalin bekannt sind. Es hat sich immer wieder gezeigt, daß gerade in den letzten Jahrzehnten Diktaturen errichtet werden konnten und sich teilweise auch heute noch behaupten, die auf Grund ihrer ganzen Haltung nur mit brutalen Terrormaßnahmen und einer systematischen Beschneidung der elementaren Freiheitsrechte ihre Macht ausüben können. Wir werden in unserer nächsten Ausgabe auf einige Beispiele eingehen und nachzuweisen versuchen, auf Grund welcher Voraussetzungen sie an die Macht gelangten.

FOTOWETTBEWERB DER GEWERKSCHAFTSJUGEND

Die Hauptabteilung Jugend beim Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes führt einen Fotowettbewerb durch. Der Wettbewerb ist offen für alle Kolleginnen und Kollegen, die aktiv in der Gewerkschaftsjugendarbeit stehen. Berufsfotografen können sich jedoch nicht beteiligen.

Der Wettbewerb wird in 4 Gruppen durchgeführt:

1. Landschaftsaufnahmen
2. Gruppen- und Einzelaufnahmen von Fahrt und Lager
3. Aufnahmen aus Betrieb, von Beruf u. Arbeit
4. Spezialaufnahmen (Wolkenbildungen, Tiere, Pflanzen, Gebäude, Stilleben, Porträts)

Bedingungen:

Alle eingesandten Fotos müssen bisher unveröffentlicht sein. Teilnehmer können sowohl Gruppen als auch Einzelmittglieder sein. Der Einsender muß das Eigentumsrecht an Negativen und Bildern haben, so daß Rechtsansprüche bei der Veröffentlichung von anderer Seite nicht geltend gemacht werden können.

Die prämierten Bilder gehen mit dem vollen Recht der Veröffentlichung in den Besitz des Veranstalters über.

Auf der Rückseite der Bilder sind folgende Angaben zu machen: Titel des Bildes und die Aufnahmedaten wie Belichtungszeit, Kamera-Typ, Blende, Tag der Aufnahme, Tageszeit sowie die Anschrift des Einsenders.

Die Mindestgröße der eingesandten Bilder ist Postkartenformat. Eine Rücksendung der eingesandten Fotos erfolgt nur auf ausdrücklichen Wunsch des Einsenders.

Ein Preisgericht wird von der Hauptabteilung Jugend gebildet. Die Entscheidung des Preisgerichtes ist endgültig und schaltet irgendwelche Rechtsansprüche aus.

Einsendeschluß ist der 1. Mai 1952. Maßgebend ist das Datum des Poststempels.

Die Aufnahmen sind zu senden an:

Deutscher Gewerkschaftsbund
Bundesvorstand
Hauptabteilung IX-Jugend
Düsseldorf, Stromstr. 8
Hans-Böckler-Haus

mit dem Kennwort: „Fotowettbewerb der GJ“ auf dem Briefumschlag.

Als Preise werden ausgesetzt:

1. Eine kostenlose Teilnahme am Bundesjugendtreffen in Frankfurt mit nachfolgendem 14tägigem Aufenthalt in einem Ferienlager nach Wahl
2. Ein 14tägiger Aufenthalt in einem Ferienlager der Hauptabteilung Jugend
3. Eine Kamera, 4,5x6, Zeiß-Ikon
4. Eine Kleinbildkamera
5. Ein kompletter Vergrößerungsapparat und 20 wertvolle Buchpreise

PREISFRAGE

Für die richtige Beantwortung unserer drei Denkaufgaben setzen wir fünf Preise von je 15 Mark aus. Bei mehr als fünf richtigen Lösungen entscheidet das Los. Einsendeschluß 28. März 1952.

1.

Zwei Maurer können in zwei Tagen zwei Mauern herstellen. Wieviel können acht Maurer in acht Tagen vollenden?

2.

Erich sagt, er habe sich dadurch einen Sonnenbrand geholt, daß er stundenlang hinter geschlossenem Fenster in der Sonne saß. Kann das stimmen?

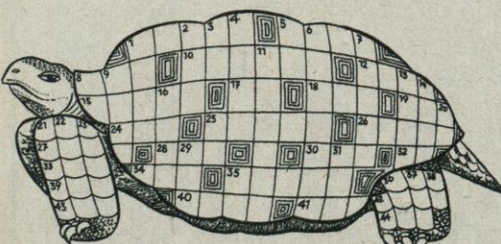
3.

Sechs Paare haben an einem Tanzkursus teilgenommen. Am letzten Tage feiern sie zusammen Abschied. Jeder tanzt noch einmal mit jeder. Wieviel verschiedene Paare tanzen zusammen?

Auflösung der Preisfrage Nr. 2

Neu guten Start braucht man im Leben, will man vor- und aufwärtsstreben. START ist des Rätsels Lösungswort. Ich wünsch's dem „Aufwärts“ immerfort!

schreibt uns Elisabeth Leidebrand, Kassel-Nzw., An der Kurhessenhalle 15, die erste der fünf Gewinner. Die anderen vier Glücklichen sind: Richard Rust, Verden/Aller, Allerufer 1; Georg Warwas, Postamt Passau 2, Gr. Hachelberg, Plantage Nr. 92; Werner Trapp, Berlin-Tegel II, Allmendeweg 47; Heinz Werner, Langen/Hessen, Schnaigartenstr. 13.



Kreuzworträtsel „Die Schildkröte“

Waagrecht: 1. Ablafstelle im Sport, 5. Besitz, 8. amer. Schriftsteller, 10. deutscher Dichter, 12. Insekt, 15. Gemüsepflanze, 17. Faultier, 18. Lebensende, 19. Nebenfluß des Rheins, 21. Titel, 24. weibl. Zucht tier, 25. Flachland, 26. Abweichung, 27. südamerikan. Papagei, 28. Gesetz, 30. europäische Hauptstadt, 32. Skatאותdruck, 33. Kloster-vorsteher, 34. Zeichen, 35. außerordentliches Talent,

36. Brennstoff, 39. abessinische Münze, 40. harter Dienst, 41. Waldgebirge in Braunschweig, 42. Segelstange, 43. Fluß in Italien, 44. Tapferkeit.

Senkrecht: 1. Schlüsselwort in den Psalmen, 2. Teil des Schauspiels, 3. Metallzeichen, 4. Gangart, 5. chem. Zeichen für Helium, 6. Blutgefäß, 7. Schwiegersohn, 8. Abkürzung für Pferdestärke, 9. frucht. Ort in der Wüste, 11. Metallbolzen, 13. Kratersee, 14. sittliche Würde, 16. Festsaal, 20. Abkürzung für Registertonne, 21. deutscher Dichter, 22. Berg im Böhmerwald, 23. Gebirgskette der Karpaten, 25. aus, 29. Zahlwort, 31. Fettstoff, 35. japan. Brettspiel, 36. Gebietsteil, 37. Teil des Baumes, 38. Stille gebietender Laut.

Auflösung aus Nr. 4

Kreuzworträtsel, Waagrecht: 1. Akzent, 4. Meteor, 7. Ria, 8. Frau, 9. Nain, 11. Idee, 12. Gabi, 13. Tabak, 15. Aktion, 17. Nestor, 19. gratis, 22. Cicero, 25. Opium, 26. Ruhe, 28. Karo, 29. Trug, 30. Turm, 31. Ale, 32. Effekt, 33. Radius. — Senkrecht: 1. Arnika, 2. Ehre, 3. Truman, 4. Mangan, 5. Teig, 6. Revier, 8. Fett, 10. Naht, 13. Tokio, 14. Kelim, 16. Kar, 18. Ohr, 19. Garage, 20. Acht, 21. Spagat, 22. Cutter, 23. Edam, 24. Obolus, 27. Erde, 28. Krad.

Angst?

Nur verbrauchte und erschöpfte Menschen verfallen ihr. — Sie finden neue Kraft und neuen Lebensmut durch Dr. Schipper-Elixier

Biologisch aktives Eisen. — Es mündet wie köstlicher Wein

Da haben wir es. Die Angst, die uns manchmal im Nacken sitzt, läßt sich herunterspülen mit einem Schluck, der wie köstlicher Wein mündet und außerdem noch aktives Eisen enthält. Gerade vor dem aktiven Eisen haben wir Angst. Vor dem Eisen, das uns wie ein Hagelschauer überfiel . . .

Ich denke an den Morgen, als wir auf der Landstraße zurückliefen. Hinter uns die Panzer und über uns die Jabos. Die mähten über die Straße, und alle sprangen von Zeit zu Zeit in den Graben. Und plötzlich kam eine Maschine, sie flog sehr tief, und schoß nur in den Graben. Das Eisen traf fast alle. Vor mir lag Staudinger, dem ging's in den Bauch. Bevor wir uns in den Graben warfen, hatte er mir noch etwas über Rotwein erzählt:

Wir waren auf Sizilien, da gibt es guten Wein. Er heißt Marsalla, genau wie die Stadt da unten. Oder die Stadt heißt wie der Wein . . . Dieser Wein war herrlich. Es gab auch welchen, da waren geschlagene Eier drin, Marsalla con Uova. Wir waren in einer Fabrik, in dem der Wein gemacht wurde. Überall standen Fässer, anderthalb oder zwei Mann hoch. Die Italiener waren schon alle abgehauen und die Arbeiter auch. Ich hatte einen bei mir, der sagte, wir saufen uns jetzt einen an. Soviel Wein sehen wir in unserem ganzen Leben nicht mehr. Ich sagte, gut, saufen wir uns einen an. Unten kam es aber nur dünn aus dem Faß. Wir wunderten uns, daß so wenig rauskam. Ich sagte, ich will mal reinsehen in das Faß, wieviel noch drin ist. Möglich, daß man oben was rausholen kann, dann nehmen wir was mit. Ich stieg außen am Faß hoch, konnte aber nicht sehen, was drin war. Es war dunkel. Als ich mich rüberbeugte, sah ich, daß unten jemand drin lag. Ganz rot und ganz dick, genau vor dem Spundloch. Ich glaube, es war einer von der Luftwaffe. Ich bin von dem Faß runtergesprungen und habe gesagt, da liegt einer drin. Mein

Kumpel hat nicht nachgesehen, ich habe gekotzt und er gebrüllt. Mein Kumpel sagte, wir müssen jetzt sterben . . .

Das erzählte Staudinger, bevor wir in den Graben sprangen und die Jabos kamen. Und das vergesse ich nie. Ich habe an den Wein von Marsalla denken müssen, denn das Blut kam ihm aus dem Bauch, seine Uniform war zerfetzt, und ich sah seine Därme. Er war nicht tot, er schrie. Er schrie: Wasser. Und er sah mich dabei an. Ich hatte kein Wasser, nicht einmal eine Feldflasche. Auf dem Rückzug hatte ich alles weggeworfen.

Der Angriff war vorbei. Auf der Straße liefen wieder die Landser. Und da kam auch ein Schmalspurprofil auf dem Fahrrad. An seinem Koppel hing eine italienische Feldflasche. Ich rief aus dem Graben: Gib mal deine Feldflasche! Er fuhr langsam, sah auf Staudinger und sagte: Der darf nichts mehr trinken, und wollte weitertrampeln. Ich hielt ihm meine MP gegen den Rücken und sagte: Gib die Flasche.

Als ich Staudinger zu trinken gab, kam es rot aus seinem Mund. Es war Blut und Wein. In der Flasche war Rotwein. Alles war jetzt rot an Staudinger, das Gesicht, die Uniform, und auch der schlammige Boden des Grabens war rot. Und er starb nicht. Er sprach mit dem Loch im Bauch weiter. Ich war nicht traurig. Ich hatte nur Angst, und es war mir schlecht. Ich hörte die Panzer kommen. Sie waren nicht mehr weit. Ich bin davongerannt, als er in sich zusammensackte. Überall war ich jetzt rot. Ich lief und lief, sprang in den Graben, setzte mich auf das Verdeck eines Lastwagens, fuhr nach Norden, ich aß nichts, ich trank nichts. Das Blut an meiner Uniform trocknete.

Angst —? Nur verbrauchte und erschöpfte Menschen verfallen ihr. Sie finden neue Kraft und neuen Lebensmut durch Dr. Schippers-Elixier. Biologisch aktives Eisen. Es mündet wie köstlicher Wein.

Dan. Bolero

GEORGÉ R. STEWART

BILL KÄMPFT MIT DEM STURM

Der „lange Bill“, wie der Pilot Brunton bei seinen Kollegen hieß, ging mit dem Peilfunker vom Flughafen Salt Lake City die Flugberatung durch. Es war fünf Uhr neunundzwanzig (Gebirgszeit), und er war im Begriff, die große Passagiermaschine mit Schlafplätzen zum direkten Flug nach San Franzisko zu starten, über tausend Kilometer in vier Stunden. Sowohl Bill wie der Funker konnten, falls ihnen die Wetterverhältnisse nicht günstig vorkamen, den Flug absagen. Aber selbst der Gedanke daran fiel einem schwer, wo doch in Salt Lake City ausgezeichnetes Flugwetter herrschte.

„Die Berichte von fünf Uhr früh“, sagte der Peilfunker, „weisen keine besonders starken Störungen über dem Buckel auf. Es ist tropische Luft — beständig. Kursmaschine achtundsechzig ist übergeflogen und einfach zwischen den Wolkenschichten durchgekommen. Die Bucht hat starke Schauer gehabt, aber das ist nur örtlich — bis jetzt wenigstens.“

Der lange Bill ging zu seinem Flugzeug hinaus. Die Nacht war eisig kalt, um minus fünfzehn Grad herum. Es kam nur ein leichter Luftzug von Süden her. Am Himmelsgewölbe leuchteten die Sterne hell durch die trockene Wüstenluft. Weit drüber im Westen hing der Vollmond tief am Himmel. Im Osten lag über den Bergen der erste schwache Schimmer der nahenden Dämmerung. In solch einer Nacht war schon der Gedanke an einen Sturm etwas Unwahrscheinliches.

Er kletterte in den Führerstand und startete so sanft wie möglich, um seine schlafenden Passagiere nicht aufzuwecken. Er kurvte auf Höhe und schlug westlichen Kurs ein. Der Peilstrahl morste gleichmäßig in seinen Kopfhörern. Sobald er sichere Flughöhe erreicht hatte, trimmte er die Maschine aus, denn wenn er noch höher flog, traf er auf stärkere Gegenwinde. Er drosselte die Motoren zur Reisegeschwindigkeit. Vor sich sah er den Mond. Er hatte wie immer das Gefühl, daß er mit ihm die Wette flog, ja ihn sogar einholen könnte. Aber in Wirklichkeit mußte er, daß die Maschine etwa 325 Stundenkilometer flog, während der Mond in dieser Breite mit einer Geschwindigkeit von rund 1200 Kilometer seine Bahn zog. Er konnte ihn nicht einmal in Sicht behalten. Und sogar noch schneller raste die Sonne hinter ihm empor. Heute ging der Mond nicht unter, sondern wurde vorher von der Sonne erwischt. Und irgendwo über Nevada konnte Bill beobachten, wie er kläglich vor den Sonnenstrahlen verblissen mußte.

Auf dem Flughafen warteten sie. Warteten. Die Funker lauschten. Ab und zu versuchten sie, Verbindung zu bekommen. Minute um Minute verrann. Sieben vierundfünfzig, sieben fünfundfünfzig. In der Luft zählten Minuten wie Stunden auf Land oder See. Der Flugleiter saß da und sagte nichts. Es gab nichts zu sagen noch zu tun! „Höhere Gewalt!“ Sieben sechsundfünfzig. Keine Verbindung.

Acht Uhr. Der lange Bill war um acht Uhr fünfunddreißig fällig. Draußen schien die Sonne. Im Süden waren die Flugstrecken glatt wie Seide. Eine Maschine nach Los Angeles startete. Der Betrieb mußte weitergehen — als ob nichts passiert wäre. Vielleicht war auch nichts passiert. Vielleicht.

Eine Minute nach der anderen kämpfte der lange Bill gegen den Sturm an. Er spürte, wie das Eis ihn hemmte. Blitze knatterten ringsherum. Das Störungsgeräusch krachte in den Kopfhörern. Gelegentlich kamen der singende Ton des Peilstrahls oder ein paar verschwommene Worte durch — die Bucht versuchte, die Verbindung

herzustellen. Aber es hatte keinen Zweck, einem Peilstrahl zu folgen. Er schaute nach der Bergwand aus, die ihm aus dem Dunstschleier entgegenrasen mußte. Aber nichts tauchte aus dem Nebel auf, und er zwang seine unhandliche, schwere Maschine wieder zum Schweigen. Seitenböen schleuderten ihn hin und her. Er wagte nicht daran zu denken, was sich in der Passagierkabine ereignete. Er selbst war hundemüde. Da merkte er plötzlich, daß er den Wunsch hatte, es möchte schnell zu Ende gehen — so oder so. Das war sein erster Anflug von Panik.

Er bemühte sich, an die Maschine zu denken. Die Motoren liefen tadellos. Alles andere war in Ordnung. Aber daß die Maschine so gut funktioniert, verschaffte ihm seltsamerweise keine Erleichterung. Es gab ihm nur den Gegenbeweis, daß der Mensch der schwache Teil war, der versagte. Er wußte bereits, daß er kein Vertrauen mehr zu seinen Instrumenten hatte, und wenn ein Pilot erst so weit gekommen ist, dann steht es schlimm um ihn.

Die schlimmste Bö von allen bisher packte ihn. Jetzt war bestimmt das Ende da. Er biß sich auf die Zunge, um ganz wach zu bleiben, und es gelang ihm, die Maschine wieder in die Hand zu bekommen. Und dann — so urplötzlich, daß er blinzeln und zweimal gucken mußte — lag direkt vor ihm blauer Himmel — so blau wie Wasser. Im selben Moment, als er ihn sah, fühlte er sich beruhigt. Er wußte, daß alles in Ordnung war. Er hatte die Front durchflogen. Das Ding, das er eben versetzt bekommen hatte, war nur das letzte Umspringen des Windes gewesen. Vielleicht kamen noch einige Böen, aber die brauchte er nicht zu fürchten. Er sah noch mehr blauen Himmel und dann sekundenlang den Boden — hügeliges Gelände. Und gleich kam auch der Funker von der Bucht durch, so klar, als ob er an der Telefonstrippe wäre.

Fünf Minuten später flog die Maschine über das Sacramento-Tal dahin nach Süden. Die Passagiere hatten keine Magenbeschwerden mehr. Der lange Bill beobachtete zwei Regenschauer im Südwesten, aber die hatten nicht viel zu bedeuten. Er war durch den Sturm viele Kilometer nach Norden abgetrieben worden. Aber in einer knappen Stunde konnte er landen.

George R. Stewarts Roman „Sturm“ (Verlag des Druckhauses Tempelhof, 350 Seiten, Preis 7,80 DM), dem wir vorstehenden Abschnitt entnehmen, ist ein einzigartiges, abenteuerliches Buch. Der Sturm, sein Werden, Wachsen und Vergehen ist der Hauptheld des Romans. Wir erleben die Menschen im Kampf mit der entsetzlichen Natur. Der Sturm überschwemmt das Sacramento-Tal, verschüttet Straßen und Täler, zerreißt und zerstört Telegrafleitungen, bringt Flugzeuge und Schiffe in Gefahr, und mit alledem sind Menschenschicksale verbunden. Arbeiter, die Straßen freischaufeln, im hohen Schnee sturmzerrissene Telefondrähte flirren. Flugzeugführer, Schiffskapitäne und Matrosen unter Einsatz ihres Lebens den Sturm überwindend.

Der Verfasser führt uns zugleich in das Reich der Wettermacher, wir erleben die Meteorologen bei ihrer Arbeit auf einer Wetterstation. Die Männer, die den Orkan aus kleinen atmosphärischen Störungen entstehen sehen und der sich, groß geworden, auf die kalifornische Küste stürzt und im Hinterland ausstößt.

Mit diesem Buch ist dem Verfasser George R. Stewart ein ausgezeichnetes Buch gelungen. Es lohnt, es zu lesen, und es sollte in keiner Bibliothek fehlen. Diese Empfehlung ist das beste Lob für das Buch.



Yaks, entfernte Verwandte des amerikanischen Büffels, pflügen wie seit Jahrhunderten die steinigen Felder mit primitiven, eisenschlagenen Holzpflügen. Die Männer pflügen im Zickzack. So versuchen sie die bösen Dämonen zu überlisten, die in jedem Feld wohnen. Sie treiben sie in eine Ecke und pflügen sie so aus dem Felde heraus.



Der Postläufer streckt zur Begrüßung die Zunge heraus, wie es in Tibet üblich ist. Der Speer ist sein Amtszeichen. Die Postläufer legen die Strecken von Station zu Station zu Fuß zurück, den größten Teil des Weges rennen sie. Alle 8 oder 9 km ist Wechsel. So ist eine dauernde Postverbindung zwischen Lhasa und Gyantse.

TIBET IM GEWITTER

Nur wenigen Menschen ist es vergönnt gewesen, das „verbotene Land“ auf dem Dach der Welt zu betreten oder gar bis zur Hauptstadt Lhasa vorzudringen. Viele haben es versucht, mußten aber unverrichtetersache vor den Toren der Hauptstadt umkehren. Tibet schließt sich hermetisch von der Außenwelt ab. Das tibetische Volk und seine Regierung betrachten die Errungenschaften der Zivilisation als störend, ja verderbenbringend für sein verinnerlichtes Leben.

Vor einigen Monaten jedoch hat sich das Gewitter, das lange über dem winddurchtobten Hochland drohte, entladen. Die Rotchinesen sind einmarschiert. Der Dalai-Lama, der tibetische Gottkönig, zuerst geflohen in Richtung Indien, kehrte in die Hauptstadt zurück und scheint sich dem rotchinesischen Einfluß nicht zu entziehen.

Die Bedeutung dieser jüngsten Ereignisse kann nur der ermesen, der die Eigenart Tibets kennt, seine Geschichte, sein eisiges Land, seine seltsame Staatsform und seine vom Frost braungebrannten Menschen.

Der bekannte amerikanische Rundfunkkommentator Lowell Thomas macht uns in seinem Buch „Out of this World“ mit all diesen Dingen vertraut. Er hat im Spätsommer 1949 das Land mit seinem Vater durchreist, blieb auf offizielle Einladung des Dalai-Lama einige Zeit in Lhasa, drehte Schmalfilme und machte Bandaufnahmen für den Rundfunk an Ort und Stelle.

Einige Bilder und Stellen aus dem von Thomas Burger übersetzten Buch mit dem deutschen Titel: „Tibet im Gewitter“ seien hier wiedergegeben.

Entnommen dem Buch „Tibet im Gewitter“ von Lowell Thomas, 320 Seiten. Universitas-Verlag, Berlin W 30.



Ein alter Mann, der seine Gebetsmühle dreht und den buddhistischen Rosenkranz durch die Finger gleiten läßt. Der Rosenkranz hat 108 Perlen und wird nebenbei zum Rechnen gebraucht. Das höchste Streben des Tibeters ist es, nach dem Tode besser wiedergeboren zu werden, um endlich ins Nirwana, die ewige Seligkeit, einzugehen.

Der Potala, der Vatikan von Tibet, der Winterpalast des Dalai-Lama, erhebt sich 300 Meter über der Ebene. Die Stadt Lhasa schließt sich rechts von diesem Bild an. 50 Jahre brauchte man zum Bau dieses Palastes, dessen Dächer aus Gold sind. Er zählt 1000 Räume. Zwei Lamas sind eigens dafür bestimmt, um durch Gebete und Beschwörungen Hagelfall auf die Golddächer zu verhindern.



Tibetische Nomaden. Die Frau ist gleichzeitig mit sämtlichen Brüdern ihres Mannes verheiratet.



Der derzeitige 14. Dalai-Lama, der 17jährige Gottkönig Tibets. Der erste war Lotos Donnerkeil, Sohn eines Hirten. Wenn ein neuer Hoherpriester gesucht wird, herrschen in Tibet Aufregung und Verwirrung wie in Amerika zur Zeit der Präsidentschaftswahlen. In einer Vision des Staatsorakels enthüllt sich das Gebiet, in dem der neue Dalai-Lama wiedergeboren werden soll.



Im Sera-Gompa-Kloster leben 7700 Mönche. Die gelehrigsten können zu wichtigsten Regierungsstellen aufsteigen. Die Atmosphäre des ganzen Landes ist von Religion durchdrungen. In jedem Dorf steht ein Kloster. Jeder vierte Mann ist ein Mönch. Im ganzen Land, so schätzt man, gibt es etwa 200 000 Mönche und 1000 lebende Götter.



CAJ-Europakongreß

Wie der Weltbund der Vereine Christlicher Junger Männer (CVJM) wird auch die Internationale Christliche Arbeiter-Jugend (CAJ) ihren diesjährigen Europakongreß in Deutschland abhalten. In Anwesenheit des Gründers der CAJ, Kanonikus Cardijn (Belgien), wird die Tagung am 5. Mai in Freudenberg bei Kieve/Rheinland beginnen und sich in der Hauptsache mit sozialen, wirtschaftlichen und religiösen Jugendproblemen befassen. Die Schlußkundgebung findet am 11. Mai in Essen statt.

Agenten

Gegenwärtig versuchen Agenten der kommunistischen Tarnorganisation „Sozialistische Aktion“ Mitglieder der Sozialistischen Jugend Deutschlands „Die Falken“ zur Teilnahme an kommunistischen Protestaktionen gegen die Remilitarisierung zu gewinnen. So versuchen die ehemaligen Mitglieder der „Falken“ Steigerwald (Frankfurt) und Schäfer (Königstetten), angeblich im Auftrage der „Gemeinschaft Demokratischer Sozialisten“, neue Ortsgruppen sozialistischer Jugendlicher zu gründen. Die Bezirksleitung Hessen-Süd der Sozialistischen Jugend Deutschlands hat ihre Mitglieder vor dem Auftreten der kommunistischen Agenten gewarnt. Die Aktion der KP-Tarnorganisation soll jetzt auch auf das ganze Bundesgebiet ausgedehnt werden.

Wie in Neuyork

Die Freiburger Stadtverwaltung teilte den Kioskbessitzern „endgültig“ mit, daß sie mit Konzessionsentzug rechnen müssen, falls weiterhin jugendverderbliche Schriften ausgelegt und vertrieben würden. Maßgebend ist eine Liste des Landesjugendamtes Freiburg. Die Stadt Freiburg bezieht sich bei diesem Entschluß auf das Vorbild der Stadt Neuyork, das für diese Schriften eine besondere Lizenzbehörde eingerichtet hat.

Bürgermeister

Der 24½-jährige Rolf Hagner wurde trotz seiner Jugend mit einer Stimmenmehrheit von 85 v. H. zum Bürgermeister von Ohrnberg, Kreis Ohringen (Württemberg), gewählt. Damit er jetzt sein Amt antreten kann, bedarf es noch einer Sondergenehmigung des Innenministeriums, denn er müßte ja eigentlich 25 Jahre alt sein, um gewählt werden zu können.

Lebensbedingungen

Ein Flugblatt des kommunistischen „Internationalen Studentebundes“ (IUS) zur internationalen Studentenwoche enthielt ein Bild mit dem Kommentar: „Lebensbedingungen der Studenten in Westdeutschland: Forschung im Kuhstall!“ Nachforschungen haben gezeigt, daß dieses Bild die Arbeit eines Studenten der Agrarwissenschaftlichen Fakultät der Hochschule in Gießen zeigte, die zu den gewöhnlichen praktischen Tätigkeiten der Studenten im Rahmen ihres Studiums gehört.

Erich Lindstedt, der Erste Vorsitzende der Sozialistischen Jugend, ist nach langer Krankheit in der letzten Februarwoche gestorben. Wir trauern mit der Sozialistischen Jugend, die ihren mutigsten Kämpfer verloren hat. AUFWARTS bringt im nächsten Heft das Lebensbild dieses Mannes.



ALLES GEWAGT AM „VAGHALSEN“

Auf den Standort kommt es an! Auch bei Olympischen Spielen! Ich kann mir sehr wohl denken, daß viele Menschen, wenn sie am Samstagmittag draußen in Norefjell hinaufgeklettert wären zum „Vaghalsen“ (keinen besseren Namen hätten die Norweger dieser steil abfallenden, nur 3 m breiten Felsrinne geben können!), gut 300 m steil hinauf vom Ziel des Abfahrtslaufes der Herren, die Augen geschlossen hätten, als die ersten der 87 schnellen Down-hill-Läufer aus allen Ski-Nationen der Welt den 100 m hohen Steilhang hinunterschoßen und wie eine Rakete eben in diesem „Vaghalsen“ verschwanden. Gewiß hätten sie etwas vom „frevelhaften Spiel mit dem Leben“ erzählt, gewiß gefragt, „wozu das alles gut sei“.

Ich hätte nicht mit ihnen streiten können. Ich hätte ihnen ja nichts sagen können, was sich an ihren Verstand gerichtet hätte. Ich hätte weiter so gebannt hinaufgeschaut wie vorher, hätte zweimal wie alle die Tausenden von Norwegern neben mir, dieses Rennen zum unvergeßlich in mir weiterhallenden gewaltigen Sporterlebnis aufgenommen.

Das erstmal, als Zeno Colos Sturzhelm droben über mir auftauchte. Wohin wollte dieser Mann, dessen Sturzhelm für eine Zehntelsekunde von den Strahlen der Sonne getroffen aufleuchtete, als er aus einer sehr schnellen Querfahrt auf den buckelübersäten Steilhang hinausschoß? Mußte es ihn nicht über kurz oder lang zerschmettern? Hieß dieser wahnsinnige Schuß fast in der Falllinie nicht wirklich Gott versuchen? Schreie zerbarsten, stumm blieben die Lippen, fieberheiße Augen wanderten mit dieser menschlichen Rakete mit. Wie ein Gummimann wippte der Körper dieses großen, schweren Mannes die meterhohen Unebenheiten des Hanges aus, löste sich dann zu zwei Sprüngen von 15 und 20 m Weite vom Boden, änderte sofort nach dem Aufkommen die Richtung wieder, brauste für zwei uns ewig scheinende Zehntelsekunden auf die untere Felswand zu, fing das wahnwitzige Tempo — an solch ungeheuer schwerer Stelle betrug es 80 km/st, oben an den freien Hängen war er 100 km/st gefahren! — noch sich völlig auf die

Stahlkanten legend ab und entwand unseren Blicken. In aller Augen las ich die Erschütterung darüber ab, Zeuge einer grandiosen Leistung geworden zu sein. Ein sehr mutiges Herz hatte im Kampf um olympische Ehren das Letzte riskiert.

Das zweitemal war das Erlebnis ganz anderer Art. Es geschah, als Stein Eriksen oben erschien. Dieser Mann, den eine Welle der Bewunderung seiner Landsleute — und auch aller anderen — auf seinem Lauf begleitete. Das war nicht das wilde, an menschliche Urkräfte erinnernde Herunterstieren wie bei dem italienischen Holzfäller — der ein heiß lodernes Temperament mit einem eiskalt die Möglichkeiten berechnenden Kopf verbindet! —, das war eine Symphonie der Schönheit menschlicher Bewegung. Unfaßbar nur deshalb, weil sie nicht im unwichtigen Training, nicht im kunstvollen Lauf des Slaloms, sondern im härtesten aller alpinen Wettbewerbe, im Abfahrtslauf, dargeboten wurde! Vollkommen schmal-spurig, die Beine auch an den schwierigsten Stellen und bei den Geländesprüngen um kein Zentimeter auseinandernehmend, kam Stein Eriksen daher, gerade so, als wenn er einer aus der nicht zu zählenden Schar seiner glühenden Verehrerinnen, die diesem blonden Burschen auf Schritt und Tritt folgen, zeigen wollte, wie sehr bei einem begnadeten „Abfahrer“ Schwünge zum leichten Tanz werden können.

Der Stilreinste, bei weitem Eleganteste, der einschien mit seinen Brettern, siegte nicht. Wann hat je in der Welt Schönheit gesiegt, wann die zarteren Töne über die lauterer?

Der Kämpfer Colo errang in einem der tollsten Läufe über die schwerste Prüfungsstrecke der Welt den Sieg und die Goldmedaille. Der Künstler Stein Eriksen war genau 3 Sekunden langsamer auf 700 m Höhenunterschied. Ich werde beide noch vor mir sehen, wenn diese Tage der VI. Olympischen Winterspiele längst vergangen sind. Den Ersten und den Sechsten dieses Rennens, von dem alle, die Österreicher und die Italiener, die Schweizer und die Schweden, sagen, daß es das größte gewesen sei in der Geschichte des Abfahrtsports.

FISCHERSOHN ERRANG SPORTLICHEN WELTRUHM

Norwegen ist seit über 30 Jahren das Land der Eisschnellläufer, und so ist es keineswegs wunderbar, daß der gegenwärtig beste Spezialist dieser im Norden so überaus populären Sportart ein „Norske“ ist: Hjalmar Andersen. Er setzt die große Tradition der unvergeßlichen Evenson, Ballangrud, Mathisen, Engestangen fort, und er enttäuschte seine Landsleute auch in Oslo nicht. Groß war seine Überlegenheit auf den langen Strecken, in denen er auch die Weltrekorde mit phänomenalen Zeiten hält.

„Hjallis“, wie ihn alle Schulbuben und Freunde nennen, kam vor 27 Jahren in der alten ehrwürdigen Hafenstadt Drontheim zur Welt. Als Sohn eines Fischers lernte er frühzeitig das nasse Element kennen, das ihm später in gefrorenem Zustand großen Ruhm einbringen sollte. Oft fuhr er mit dem Vater auf die See hinaus und packte tüchtig mit an, um die schweren Netze an Deck zu ziehen. Er hatte eine harte Jugend. Im Kampf gegen Sturm und Regen auf hoher See holte er sich Energien, die ihm später zustatten kommen sollten.

Schon in der Schulzeit lief er mit seinen Klassenkameraden auf dem Eise um die Wette, aber der Fußball lockte ihn damals mehr. Im Laufe der Zeit machte dem Fischersohn der Eisschnelllauf mächtigen Spaß, und 1946 stellte er sich in seinem ersten Jugendwettbewerb dem Starter. Aber bei strömendem Regen endete er an 47. Stelle. Das war ein gewaltiger Dämpfer. Aber gerade dieser Mißerfolg war es, der Andersen maßlos reizte, es beim nächsten Male besser zu

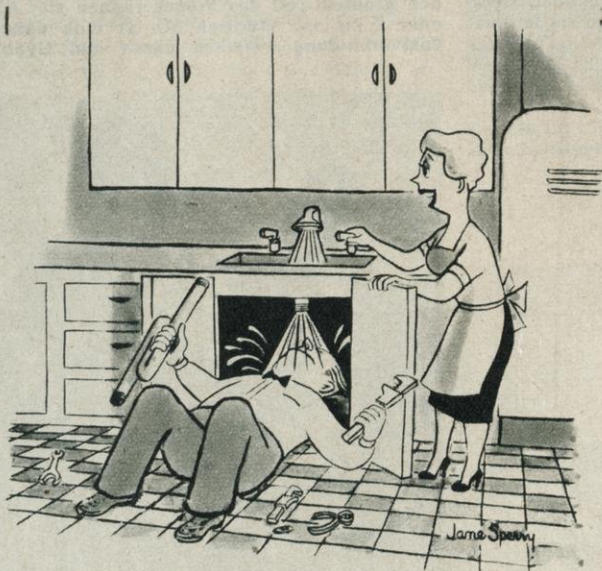
machen. Niederlagen und Erfolge wechselten einander ab. Heute, nach sechs Jahren, ist er schier unschlagbar, vor allem im Vierkampf (500 m, 1500 m, 5000 m, 10 000 m), für den es allerdings keine olympische Medaille gibt.

Die Grundlagen seiner Erfolge sind in seinem eisernen Training zu suchen. Nur 14 Tage setzt er im Jahr aus, ansonsten schwingt er sich im Sommer Tag für Tag auf sein Rad, um nicht einzurosten, und im Winter legt er Hunderte von Kilometern auf dem Eise zurück. Im Herbst unmittelbar vor der entscheidenden Saison folgt er ständig einer Einladung des Schweden Olander, der hoch im Norden seiner Heimat, in Valadalen, ein gutgehendes Hotel besitzt und es zu einem Sporttrainingszentrum ersten Ranges machte. Olanders Hobby ist es, von Zeit zu Zeit führende Sportsleute der Welt einzuladen und mit ihnen nach seinen eigenen kuriosen Rezepten ein scharfes Konditionstraining zu betreiben. Oberstes Gebot: nur er leitet das Training, dafür erhalten seine Gäste freie Unterkunft und Verpflegung. In seinem Gästebuch finden wir Namen wie Hägg, Reiff, Strand, „Mora Nisse“. Sie alle schwören auf die „Kur“ von Valadalen, so auch Andersen.

Seit Wochen bereitete sich „Hjallis“ auf die Olympischen Winterspiele vor. Noch einmal wollte er vor den Augen seiner Landsleute siegen. Und dann abtreten — sein kleiner Sohn und seine junge, hübsche Frau „Gerd“ wünschen es. Womit wir nicht sagen wollen, der eiserne Hjalmar sei ein Pantoffelheld.



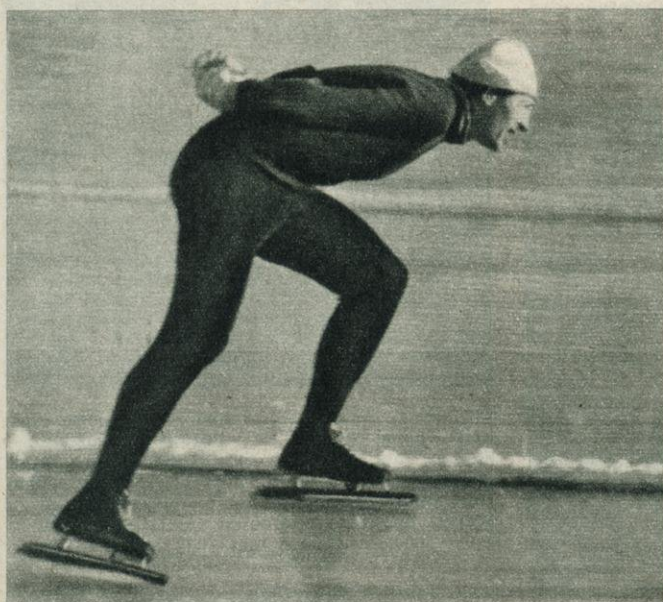
„Lieber Anton, willst du nicht doch lieber zum Heimabend gehen?“



„Wunderbar, jetzt ist der Abfluß nicht mehr verstopft!“



„Was bedeuten denn die Ringe an den Kiefern, Papa?“ „Das ist der Unterschied zwischen Ober- und Unterkiefer.“



Der im Norden weitaus populärste Sportsmann, der norwegische Eislaufmeister Hjalmar (Hjallis) Andersen, sicherte seinem Land im 1500-m-, 3000-m- und 10 000-m-Eisschnelllauf je eine Goldmedaille.

AUFWARTS

JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES
Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln, Breite Straße 70; Verlagsleitung: Georg Reuter, Schriftleitung: Hans Treppe, Telefon 21 15 88, 21 16 88, Fernschreiber: 088 562. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunkhären und Postämtern. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupferdruck: Kölner Pressedruck GmbH, Köln.